

Lehrforschungsprojekt „unentdeckte Tode“

Forschungsbericht

an der Ev. Fachhochschule Rheinland-Westfalen-Lippe

Modul 8: Interventionswissen II

Studiengang: Soziale Inklusion: Gesundheit und Bildung

**Judith Lemm
Hannah Engels**

Referentin: Frau Prof. Dr. Mogge-Grotjahn

Korreferentin: Frau Prof. Dr. Kuhlmann

Bochum, August 2015

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis	2
1 Einleitung	4
2 Forschungsstand	6
2.1 Fachdatenbankrecherche.....	6
2.2 Facharbeiten.....	6
2.2.1 Lehrforschungsbericht der vorherigen Forschungsgruppe.....	6
2.2.2 Masterarbeit von Susanne Loke.....	8
2.3 Zusammenfassung.....	9
3 Theoretische Bezüge	10
3.1 Die Ungleichheitstheorie nach Kronauer.....	10
3.2 Lebensweltorientierung.....	12
4 Methodisches Vorgehen	15
4.1 Deskriptivstatistik.....	15
4.1.1 Auswertung der Sterbeurkunden	15
4.1.2 Daten vom Ordnungsamt.....	18
4.2 Qualitative Untersuchung – offenes Leitfadeninterview.....	21
4.2.1 Vorgehen.....	21
4.2.2 Ergebnisse.....	22
4.2.3 Interpretation des Interviews hinsichtlich der Forschungsfrage.....	25
4.2.4 Vergleich der Ergebnisse mit den bereits untersuchten Fällen aus der Masterthesis von Loke.....	28
4.2.5 Fazit.....	29
4.3 Qualitative Untersuchung - Experteninterviews.....	30
4.3.1 Befragung der Wohnungsbaugenossenschaft.....	30
4.3.2 Bürgermeisterbefragung.....	32
5 International vergleichende Perspektive	34
5.1 Japan - Kodokushi.....	34
5.2 Resümee.....	35
6 Zusammenfassung der Forschungsergebnisse und Fazit	36
Literaturverzeichnis	41
Anhang 1: Befragung des Ordnungsamtes	43
Anhang 2: Leitfaden vom Interview mit Frau W.	50

Anhang 3: Transkription.....	51
Anhang 4: Interview mit Frau W. - Paraphrasierung	58
Anhang 5: Leitfadeninterview Wohnungsbaugesellschaft.....	67

1 Einleitung

Dieser Forschungsbericht beschäftigt sich mit dem Phänomen der unentdeckten Tode in Gelsenkirchen. Unter dem Begriff „unentdeckte Tode“ fallen im Rahmen dieser Arbeit Sterbefälle, bei denen Menschen alleine verstarben und deren Tod erst nach mindestens zwei Tagen aufgefallen ist. Die Frage nach der Untersuchung dieses Phänomens kam durch die Pfarrerin Frau Dr. Zuzanna Hanussek vom Evangelischen Kirchenkreis Gelsenkirchen und Wattenscheid auf, nachdem ihr der nicht unbeachtliche Anteil an ordnungsamtlich bestatteten Menschen aus Gelsenkirchen, die erst längere Zeit nach ihrem Versterben in ihrer Wohnung aufgefunden wurden, auffiel. Auf ihre Initiative fand die erste Untersuchung zu diesem Thema im Frühjahr 2014 im Rahmen eines Lehrforschungsprojekts der Evangelischen Fachhochschule R-W-L statt. In diesem Lehrforschungsprojekt wurden Untersuchungen zur Lebenslage und dem Sozialraum von unentdeckt verstorbenen Menschen aus Gelsenkirchen durchgeführt. Darauf aufbauend beschäftigte sich Susanne Loke (2015), die bereits zuvor an dem Lehrforschungsprojekt mitarbeitete, im Rahmen ihrer Masterthesis vertiefend mit dem Thema einsamer Tode aus sozialräumlicher Perspektive. Wie schon die vorherige Lehrforschungsgruppe, wurden auch wir von Frau Dr. Zuzanna Hanussek begleitet und bei unseren Forschungstätigkeiten unterstützt.

Um mehr über das Phänomen des unentdeckten Versterbens herauszufinden, wurde für die vorliegende Untersuchung folgende erkenntnisleitende Forschungsfrage entwickelt:

- Wie beeinflussen personale, soziale, materielle und sozialräumliche Bedingungen das Leben von unentdeckt verstorbenen Menschen und welche Präventionsmaßnahmen sind aus Sicht von ExpertInnen denkbar und praktikabel?

Im Folgenden wird zunächst auf den aktuellen Forschungsstand eingegangen, dabei werden die Ergebnisse der Fachdatenbankrecherche, Ergebnisse aus dem Bericht der vorherigen Lehrforschungsgruppe und Ergebnisse aus der Masterthesis von Susanne Loke vorgestellt.

Für das vorliegende Lehrforschungsprojekt haben wir uns theoretisch auf den Exklusionsbegriff aus der Ungleichheitstheorie von Kronauer (2010) und das Konzept der Lebensweltorientierung nach Thiersch (2014) gestützt. Beide theoretischen Bezüge und unser daraus resultierendes Inklusionsverständnis werden im dritten Kapitel dieser Arbeit dargelegt.

Das Kernstück dieser Arbeit bildet das vierte Kapitel, in welchem wir unser methodisches Vorgehen und die Forschungsergebnisse unserer Untersuchungen präsentieren werden. Dabei wird zwischen quantitativem und qualitativem Vorgehen unterschieden. Zu den quantitativen Ergebnissen gehören die Auswertung der zur Verfügung stehenden Sterbeurkunden und die vom Ordnungsamt erhaltenen Daten zu den Verstorbenen. Bei der qualitativen Untersuchung stehen zwei Interviews im Vordergrund, die einen weiteren Einblick über das Phänomen des unentdeckten Versterbens geben.

Im fünften Kapitel, dem internationalen Vergleich, werden wir Bezug auf das unentdeckte Versterben in Japan nehmen. Hierzu werden wir das Phänomen des „Kodokushi“ beleuchten.

Im Abschluss dieses Berichts werden die Ergebnisse der verschiedenen Untersuchungen noch einmal zusammenfassend dargestellt, ein Fazit hinsichtlich der Beantwortung der Forschungsfrage gezogen, offen gebliebene Fragen diskutiert und Überlegungen zum zukünftigen Forschungsinteresse angestellt.

2 Forschungsstand

2.1 Fachdatenbankrecherche

Die Recherche der Fachdatenbanken gestaltet sich ähnlich wie bei der vorangegangenen Forschungsgruppe und der Masterthesis von Susanne Loke schwierig. Der Suchbegriff „Unentdeckte Tode“ oder „Unentdeckte Verstorbene“ bringt keine Treffer. Einzelne Begriffe erbringen zahllose Treffer, welche nicht weiterführend sind. Es ist festzustellen, dass zu diesem Thema keine einschlägige Literatur vorhanden ist.

2.2 Facharbeiten

Hinsichtlich des Forschungsstandes konnten wir uns jedoch auf zwei Facharbeiten von ehemaligen Studierenden der Evangelischen Fachhochschule R-W-L stützen. Die erste Facharbeit ist der Lehrforschungsbericht zu dem ersten Lehrforschungsprojekt über unentdeckte Tode. Die zweite Facharbeit ist eine Masterthesis zum Thema einsamer Tode.

2.2.1 Lehrforschungsbericht der vorherigen Forschungsgruppe

Das Thema der unentdeckten Tode in Gelsenkirchen ist erstmalig im Jahr 2014 von einer Forschungsgruppe der Evangelischen Fachhochschule Rheinland-Westfalen-Lippe im Rahmen des Lehrforschungsprojekts untersucht worden. Thema der damaligen Untersuchung war die Herausstellung von Gemeinsamkeiten in den Lebenslagen und dem Sozialraum der unentdeckt Verstorbenen. Ziel ist hierbei gewesen, mit der Untersuchung der gemeinsamen Faktoren einen ersten Schritt in die inklusive Praxis und Prävention zu machen (vgl. Geser et al. 2014, S. 5).

In der quantitativen Datenauswertung mittels SPSS ist die Forschungsgruppe zu dem ersten Ergebnis gekommen, dass nicht, wie man vielleicht vermuten könnte, überwiegend ältere Menschen betroffen sind. Der Versuch, genauere Daten zu den Verstorbenen zu erhalten, beispielsweise über die finanzielle Situation, den familiären Hintergrund, die Schulausbildung, den Beruf oder die Gesundheit, ist trotz Kontaktaufnahme zu verschiedenen Behörden erfolglos geblieben. Zu den ausgewählten Behörden gehörten das Sozialamt, das Ordnungsamt und die Kriminalpolizei. Als größtes Problem hat sich dabei der Datenschutz herausgestellt, der verhindert, dass sämtliche personenbezogene Daten herausgegeben werden (vgl. ebd., S. 21 f.).

Die quantitative Untersuchung hat dennoch ergeben, dass es zwei Risikogruppen zu geben scheint. Dazu gehören zum einen ledige Männer Ende 50 und verwitwete Frauen Ende 60 (vgl. ebd., S. 23).

Bezüglich der Verteilung auf die Stadtteile hat sich bei der Forschungsgruppe ergeben, dass es eine Häufung in den Stadtteilen Schalke, Schalke-Nord, Horst, Buer und Bulmke-Hüllen gibt. Dies spiegelt sich auch bei der Geschlechterdifferenzierung wieder. Die Charakteristika der Stadtteile sind durch eine Sozialraumanalyse dargestellt worden. Schlussfolgernd wird dargestellt, dass im Bezug auf die Stadtteile vor allem bei Schalke, Schalke-Nord und Bulmke-Hüllen eine hohe Anzahl an Sozialleistungsempfängern festgestellt werden kann. Dies trifft außerdem auf die ethnische Segregation als auch auf eine räumliche Differenzierung nach Altersstrukturen zu. Auch wird die Wohnstabilität und daraus folgende geringe Konstanz des Wohnraumes, besonders in den drei zuvor genannten Stadtteilen, kurz thematisiert (vgl. Geser et al. 2014, S. 23 ff.).

Durch das Auftreten des Phänomens unentdeckt Verstorbener in benachteiligten Stadtteilen, wie Schalke, Schalke-Nord und Bulmke-Hüllen, und in beliebteren Wohngebieten, zum Beispiel Buer, kann nicht auf die Begrenzung der Problematik auf sozial benachteiligte Stadtteile geschlossen werden (vgl. ebd., S. 31).

Insgesamt stellt die Forschungsgruppe fest, dass das Wissen und die Präsenz des Phänomens der unentdeckten Tode generell eher gering ist. Dies machen sie an den Rückmeldungen von Behörden und Ämtern fest, die angegeben haben, dass das Phänomen entweder unbekannt sei oder diesem aufgrund fehlender personeller Ressourcen nicht nachgegangen werden könne. Damit verbunden ist nicht nur die Aufklärung der Gesamtzahl an unentdeckt Verstorbenen, sondern auch mögliche Todesursachen (vgl. ebd., S. 41).

Quantitativ stellt die Forschungsgruppe fest, dass ein Großteil der Verstorbenen Männer sind und die Lebenserwartung unter dem bundesweiten Durchschnitt liegt. Bei der durchschnittlichen Liegezeit ermittelt die Forschungsgruppe einen Median von 8,5 bei einer Range von 2-131 Tagen und einer Gesamtmenge N=58 (vgl. ebd., S. 42).

Die Sozialraumanalyse der genannten Stadtteile Schalke, Schalke-Nord, Horst, Buer und Bulmke-Hüllen hat ergeben, dass die Bevölkerung einen hohen Anteil an Minderjährigen und/oder alten Menschen und/oder Menschen mit Migrationshintergrund beinhaltet. Zudem seien die Anteile an Sozialleistungsempfängern mit Ausnahme des Stadtteils Buer sehr hoch. Es wird vermutet, dass diese heterogene Zusammensetzung soziale Prozesse erschweren könne. Dies manifestiert sich zusätzlich durch exklusive

Wirkungen der Sozialräume und durch fehlende Teilhabemöglichkeiten wie Treffpunkte oder Handlungsmöglichkeiten (vgl. ebd., S. 42 f.).

Bei der Beantwortung der Forschungsfrage resümiert die Forschungsgruppe, dass ihr eine Annäherung an die Personengruppe der unentdeckt Verstorbenen nur grob gelungen sei. Verantwortlich dafür sei eine zu geringe und nicht repräsentative Fallzahl, deren Erhebung durch datenschutzrechtliche Aspekte nicht möglich war. (vgl. Geser et al., S. 44).

2.2.2 Masterarbeit von Susanne Loke

Gegenstand der Masterarbeit von Susanne Loke (2015) ist die Untersuchung von Inklusions- und Exklusionsprozessen in Sozialräumen. Im empirischen Teil dieser Abschlussarbeit erforschte Loke die Sozialräume zweier verstorbener Menschen, die erst sehr spät nach ihrem Tode entdeckt wurden. Bei den zwei untersuchten Sozialräumen handelt es sich um Buer und Schalke Nord. Loke ging davon aus, dass beide Sozialräume sich hinsichtlich der sozialen Bedingungen voneinander unterscheiden, so stufte sie Schalke Nord als sozial benachteiligt und Buer als sozial bevorzugt ein.

Theoretisch bezieht sich Loke neben dem Capability Approach von Martha Nussbaum auf verschiedene sozialräumliche Ansätze. Als Ergebnis im empirischen Teil ihrer Untersuchung stellt Loke fest, dass sich in beiden untersuchten Sozialräumen, trotz ihrer Verschiedenheit hinsichtlich der sozialen Gegebenheiten, gemeinsame exklusionsförderliche Bedingungen finden lassen. Diese Bedingungsfaktoren würden soziale Begegnung verhindern und einen Rückzug der Bevölkerung aus dem öffentlichen Raum begünstigen. Folgende gemeinsame exklusionsförderlichen Wirkfaktoren werden von Loke festgestellt und benannt (Loke 2015, S. 92):

1. fehlende bzw. unzureichende Begegnungsmöglichkeiten
2. unzureichende soziale Netzwerke
3. fehlende bzw. unzureichende Freizeit- und Betätigungsmöglichkeiten
4. unzureichende bzw. schlecht erreichbare Versorgungsmöglichkeiten,
5. eine „problematische“ Sozialstruktur („soziale Zergliederung“ vs. Überalterung)
6. instabile Mietverhältnisse und häufige Mieterwechsel
7. nachbarschaftliche Anonymität im Wohnumfeld
8. keine bzw. unzureichende politische Partizipation der Bevölkerung

9. fehlende (adäquate) soziale Unterstützungsangebote
10. keine kirchliche Seelsorge und Gemeindegarbeit

Um sozialen Exklusionsprozessen entgegenzuwirken schlägt Loke vor, dass alle im Sozialraum aktiven Akteure gemeinsam in einem breiten Bündnis mit Kirchen und Wohlfahrtsverbänden, mit dem Ziel der sozialen Inklusion, zusammenarbeiten (vgl. ebd, S. 93).

2.3 Zusammenfassung

Zusammenfassend ist festzustellen, dass es bisher keine klaren Erkenntnisse darüber gibt, wie viele Menschen zur Gruppe der unentdeckt Verstorbenen gehören. Es gibt keine Statistiken auf die zurückgegriffen werden kann, um das Ausmaß des unentdeckten Versterbens herauszufinden. Auch die Frage, ob es Gemeinsamkeiten zwischen den unentdeckt verstorbenen Menschen gibt, konnte in den bisherigen Forschungsarbeiten nur teilweise beantwortet werden. Wesentlich ertragreicher scheinen hingegen qualitative Untersuchungen, die sich mit dem Sozialraum unentdeckt verstorbener Menschen beschäftigen, zu sein. Da die Grundlage der beiden Facharbeiten die Sterbeurkunden der unentdeckt verstorbenen Menschen aus Gelsenkirchen, bei denen das Ordnungsamt die Kosten für die Bestattung übernommen hat, war, bleiben die Untersuchungen jedoch auf diesen Personenkreis beschränkt. Ein Nachteil dabei ist, dass die Untersuchungen somit lediglich jene Menschen erfassen, die vor ihrem Versterben aller Wahrscheinlichkeit nach nur über geringe materielle Ressourcen verfügten. Welche Rolle materielle Ressourcen hinsichtlich des Phänomens tatsächlich spielen, bleibt somit unklar.

Um quantitative Daten zur Sozialen Lage oder dem Ausmaß der unentdeckt Verstorbenen zu erhalten, bedarf es jedoch der Überwindung einiger Hürden, wie beispielsweise dem Datenschutz.

3 Theoretische Bezüge

3.1 Die Ungleichheitstheorie nach Kronauer

Der Exklusionsbegriff, auf welchen sich Kronauer in seinem Werk „Exklusion – die Gefährdung des Sozialen im hochentwickelten Kapitalismus“ aus dem Jahr 2010 wurde erstmals 1989 von der Europäischen Gemeinschaft im Kampf gegen Armut und Arbeitslosigkeit aufgeworfen. Zu diesem Zeitpunkt galt die Exklusion als europaweites Forschungsthema für die Sozialwissenschaften. Dabei sind die Gruppen, welche von Exklusion betroffen sind, vielfältig. Zwei Gruppen werden jedoch besonders hervorgehoben, zum einen die Langzeitarbeitslosen, zum anderen die Obdachlosen. Eine genaue Definition des Begriffes der Exklusion ist dabei schwierig. Kronauer nennt es „tiefgreifende gesellschaftliche Veränderungen“ verbunden „mit der Wiederkehr von Arbeitslosigkeit und Armut als sozialen Problemen“ (Kronauer 2010, S. 11). Aber auch die „Benennung und Sortierung der wachsenden Probleme, mit denen die sozialstaatlichen Bürokratien konfrontiert und (...) zunehmend überfordert sind“ (ebd. S. 12) gehören zu Definition des Begriffes nach Kronauer.

In dem Exklusionsbegriff, der sich seit seiner Entstehung immer weiter vor allem medial verbreitet hat, sind zwei Ansätze besonders wichtig. Zum einen wird davon ausgegangen, dass eine gesellschaftliche Spaltung durch anhaltende Arbeitslosigkeit, Unterbeschäftigung und Armut entsteht. Zum anderen ist diese Spaltung gekennzeichnet durch den Ausschluss von Teilhabemöglichkeiten an der Gesellschaft (vgl. Kronauer 2010, S. 13). Für die Auseinandersetzung mit dem Ausgrenzungsproblem sieht Kronauer wiederum zwei Gründe für kennzeichnend. So beschreibt er einerseits die Veränderung des historischen Kontextes von Arbeitslosigkeit und Armut und den hochentwickelten kapitalistischen Gesellschaften. Dabei werden die soziale Frage zu einem Problem der Teilhabe und führe letztendlich zu einem Ausschluss der „gesellschaftlich realisierten Möglichkeiten des Lebensstandards, der politischen Einflussnahme und der sozialen Anerkennung“ (Kronauer 2010, S. 13). Als Ursache sieht Kronauer dabei die zunehmende institutionelle Einbindung der arbeitenden Bevölkerung. Gleichzeitig beschreibt er jedoch andererseits eine grundlegende Ambivalenz im Ausgrenzungsbegriff, was seiner Meinung nach zur Assoziation einer geteilten Gesellschaft führen kann. Kronauer befürchtet in diesem Kontext auch, dass Ausgegrenzte noch weiter in den Mittelpunkt gerückt werden und somit auch weiter an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden könnten (vgl. ebd.).

Kronauer sieht die Faszination des Exklusionsbegriffes vielmehr in der Vielfältigkeit und Widersprüchlichkeit seiner Deutungsmöglichkeiten (vgl. Kronauer 2010, S. 13). In dem geschichtlichen Abriss über die Entwicklung von Armut und Arbeitslosigkeit in den letzten Jahrhunderten bemerkt er, dass durch die Abnahme der industriellen Beschäftigung und einer steigenden Wichtigkeit von Dienstleistungsarbeiten die Begriffe geprägt wurden. Dies führt zu einem abnehmenden Wert ungelerner Arbeitskraft. Kronauer bezeichnet dies als eine Kategorie der Entbehrlichkeit. Während es im 19. Jahrhundert für diese Gruppe der Ausgegrenzten noch Hoffnung durch die Arbeiterbewegung gab, ist diese nach dem Wandel zur „Dienstleistungsgesellschaft“ eher unwahrscheinlich. Trotzdem gibt es im Gegenzug eine bis dahin nicht zu vergleichende sozialstaatliche Absicherung (vgl. Kronauer 2010, S. 17).

Darüber hinaus beschreibt Kronauer auch die Verbindung des Exklusionsbegriffes zur Systemtheorie, indem er sagt, dass darin Grenzen beschrieben werden, die es ohne Ausgrenzung gar nicht festzustellen gäbe. Gegenwärtige Umbrüche bezüglich Arbeitsmarkt und Erwerbstätigkeit stellen jedoch eine neue Gefahr für das soziale Miteinander dar und beziehen sich somit auf den Grundgedanken des Ausgrenzungsproblems. Kronauer deutet an, dass er es für wichtiger halte, ein gemeinsames Verständnis der Begrifflichkeit zu erlangen, als einen ständigen Wandel dieser (Kronauer 2010, S. 21).

Kronauer geht auch auf die räumliche Bedeutung von Ausgrenzung ein, was als Quartierseffekte bezeichnet wird. Diese Bezeichnung umfasst sowohl eine metaphorische Bedeutung als auch eine tatsächliche räumliche Ausgrenzung (z. B. durch Abschiebung). Soziale Segregation ist also das Ergebnis auseinandergehender Lebensbedingungen. Als Quartiere bezeichnet Kronauer innerhalb einer Großstadt beispielsweise Wohngegenden. Es wird genau überlegt, in welchem Stadtteil und damit Quartier, man leben möchte und mögliche negative Einflüsse einer bestimmten Gruppe – also die der Ausgegrenzten – werden abgewogen. Spätestens hier kommt es zu einem Ausgrenzungsprozess. Kronauer nennt drei typische Aspekte von Quartierseffekten, nämlich die Zusammensetzung sozialer Netzwerke innerhalb eines Quartiers, die institutionelle Anbindung verbunden mit den dadurch gegebenen Angeboten und das Wohnungsumfeld beziehungsweise die Wohnungsqualität. Das Quartier ist also in gewisser Weise ein Statussymbol (Kronauer 2010, S. 205 ff).

Bezug zum Forschungsprojekt

Hinsichtlich der unentdeckt verstorbenen Menschen in Gelsenkirchen, welche *von Amts wegen* bestattet wurden, konnte anhand der Ergebnisse der beschriebenen Facharbeiten (siehe Kapitel 2.2 dieser Arbeit) gezeigt werden, dass der Sozialraum

dieser Personengruppe exklusionsförderliche Wirkungen aufwies. Vergleicht man diese mit den von Kronauer genannten Aspekten der Quartierseffekte, zeigt sich, dass es eine Schnittmenge gibt. Somit scheint uns der Exklusionsbegriff Kronauers als theoretischer Hintergrund passend.

3.2 Lebensweltorientierung

Das Konzept „Lebensweltorientierung Sozialer Arbeit“ wurde von Hans Thiersch im Rahmen der Erstellung des 8. Jugendhilfeberichts entwickelt. Die Lebensweltorientierung hat sich im weiteren Verlauf als Rahmenkonzept der Sozialen Arbeit zunehmend durchgesetzt. Dabei bezeichnet das Konzept der Lebensweltorientierung einerseits ein Rahmenkonzept zur Theoriebildung Sozialer Arbeit und andererseits eine Orientierung für die Praxis Sozialer Arbeit. Unter Lebensweltorientierung versteht Thiersch,

„den Bezug auf die gegebenen Lebensverhältnisse der Adressaten, in denen Hilfe zur Lebensbewältigung praktiziert wird, [...] den Bezug auf individuelle, soziale und politische Ressourcen, [...] den Bezug auf soziale Netze und lokale/regionale Strukturen“ (Thiersch 2014, S. 5).

Dabei beabsichtigt das Konzept der Lebensweltorientierung,

„Menschen in ihren Verhältnissen, in ihren Ressourcen, ihren vorenthaltenen Partizipationschancen und ihren Schwierigkeiten des Alltags zu sehen.“ (Grunwald/Thiersch 2008, S. 5).

Der „Alltag“ ist ein zentraler Begriff der Lebensweltorientierung, welche auch synonym als Alltagsorientierung bezeichnet wird. Im Sinne des phänomenologisch-interaktionistischen Paradigmas, als eine der Bezugstheorien der Lebensweltorientierung, stellt Alltag die ausgezeichnete Wirklichkeit für Menschen dar, welche durch die subjektiv erlebte Zeit, den erlebten Raum und die erlebten sozialen Bezüge geordnet wird. In dieser erfahrenen Wirklichkeit formen sich die Interpretationen und Handlungen zu Alltagswissen und zu Routinen. Dabei wird der Mensch in seinen alltäglichen Verhältnissen, von welchen er einerseits geprägt ist, auf die er andererseits aber selbst aktiv einwirkt (vgl. ebd. S. 18), betrachtet.

Nach Grunwald und Thiersch lassen sich in der Rekonstruktion von Lebenswelt als Grundlage einer lebensweltorientierten Sozialen Arbeit vier Zugänge unterscheiden (vgl. hier und im Folgenden Grunwald/Thiersch 2008, S.19-22):

Phänomenologischer Zugang

Lebenswelt ist ein beschreibendes, phänomenologisch-ethnomethodologisch ausgerichtetes Konzept, welches den Menschen nicht als abstraktes Individuum, sondern in Verbindung mit seiner persönlich erfahrenen Wirklichkeit, in welcher er sich immer schon befindet, betrachtet. Die materiellen und immateriellen Ressourcen dieser erfahrenen Wirklichkeit sind dabei gegliedert in Erfahrungen des Raumes, der Zeit und der sozialen Beziehungen. Innerhalb diesen Rahmens von Zeit, Raum und sozialen Beziehungen bemüht sich der Mensch, die vielfältigen und ineinander verquickten Aufgaben des Alltags in pragmatischer Anstrengung zu bewältigen. Neben den Bemühungen sich in den Verhältnissen zu behaupten, akzentuiert das Konzept dabei ebenso Anstrengungen der Kompensation, Überanpassung oder des Stigma-Managements. Somit sind auch jene Formen des unzulänglichen und abweichenden Verhaltens als Anstrengungen zur Bewältigung der gegebenen Verhältnisse anzuerkennen.

Gliederung in Lebensfelder

Die Lebenswelt ist als erfahrene Wirklichkeit in unterschiedliche Lebensfelder oder Lebensräume gegliedert. Mit Lebensfeldern sind die nach Funktionen und Inhalten getrennten Lebensbereiche wie beispielsweise Familie, Arbeit, Gleichaltrigengruppe und die Öffentlichkeit gemeint. Die Erfahrungen, die Menschen in diesen Feldern machen, kumulieren im Verlauf des Lebens. Dabei können sie sich ergänzen, aber auch gegenseitig blockieren und somit zu Verletzungen führen oder sich in Traumatisierungen verhärten. Das Konzept der Lebensweltorientierung zielt auf eine Rekonstruktion der Verhältnisse in den unterschiedlichen Lebensfeldern, der Konflikte und Spannungen zwischen den verschiedenen Lebensräumen. Ferner ist sie sensibel für die Bewältigungsaufgaben und Vermittlung zwischen den Lebensfeldern sowie der im Verlauf des Lebens erworbenen Ressourcen.

Normativ-kritischer Aspekt

Das Konzept Lebenswelt ist in der Rekonstruktion von Lebenswelt normativ-kritisch. Die Deutungen, Handlungsmuster und Ressourcen werden im Widerspruch zueinander stehend erfahren. So werden diese einerseits als Erleichterung wahrgenommen, weil sie Entlastung hinsichtlich sozialer Sicherheit und Identität bieten. Andererseits werden die Deutungs- und Handlungsmuster aber auch als einengend, ausgrenzend und blockierend erfahren. Die Lebenswelt ist als erfahrene Wirklichkeit somit gekennzeichnet von der Spannung zwischen dem Gegebenen und dem Möglichen. Darum folgt das normativ-kritische Konzept der Dialektik zwischen dem Gelingenden und dem Verfehlten innerhalb der Lebenswelt. Hierbei werden einerseits die im Alltag befindlichen Res-

sources wahrgenommen, gleichzeitig aber auch versucht Einengendes aufzulösen, um für einen „gelingenderen Alltag“ unentdeckte Möglichkeiten aufzuzeigen.

Historischer und gesellschaftlicher Bezug

Die Lebensweltorientierung sieht die allgemeinen Muster der Lebensbewältigung geprägt von den heutigen Gesellschaftsstrukturen der sozialen Ungleichheit und der Unsicherheiten. Dabei ist das Konzept der Lebensweltorientierung aufmerksam gegenüber den modernen Spannungen von Gesellschaftsstrukturen und Bewältigungsmustern.

Nach Grunwald und Thiersch zeigen sich Soziale Ungleichheiten in Unterschieden bezüglich mangelnder Ressourcen, in Ungleichheiten hinsichtlich der Zugehörigkeit zu Nation, Generation und Geschlecht sowie in Bezug auf die Partizipation an Bildung, Arbeit, Gesundheitsförderung und sozialen Dienstleistungen (vgl. Grunwald/Thiersch 2008, S. 15). Begleitet werden diese sozialen Ungleichheiten von einer zunehmenden Erosion der bestehenden Lebensstrukturen, wodurch neue Formen gesellschaftlicher In- und Exklusion entstehen (vgl. ebd.).

Bezug zum Forschungsprojekt

Die Lebensweltorientierung sieht den Menschen in seiner Subjektivität, in seiner erfahrenen Wirklichkeit und seinen Eigenbemühungen sich mittels erworbener Ressourcen und seiner Routinen innerhalb der gesellschaftlich vorgegebenen Strukturen zu behaupten. Hierbei ist der Zugang zu den verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen wie Bildung, Arbeit und Gesundheitsförderung nicht jedem Menschen gleichermaßen möglich und ermöglicht. Dieser Zugang ist aber wesentliches Element für eine gesellschaftliche Inklusion. In Bezug auf die Zielgruppe der unentdeckt Verstorbenen geht es darum, ihre Lebensverhältnisse vor dem Versterben zu ermitteln, zu erfassen welche Schwierigkeiten sich bezüglich der Bewältigung des Alltags ergaben und welche persönlichen, sozialen, ökonomischen und sozialräumlichen Ressourcen vorhanden oder nicht (mehr) vorhanden waren und in wie fern diese Aspekte das unentdeckte Versterben möglicherweise beeinflusst haben könnten.

4 Methodisches Vorgehen

4.1 Deskriptivstatistik

Die Anwendung der beschreibenden Statistik als quantitative Methode der Datenerhebung dient dazu, Daten zu verdichten und anschaulich darzustellen, um somit leichter Häufungen aber auch Muster erkennen zu können. Im Hinblick auf die „unentdeckt“ Verstorbenen in Gelsenkirchen wird das Verfahren angewendet, um einerseits ein Bild über das Ausmaß des Phänomens zu erhalten und andererseits um mögliche Gemeinsamkeiten zwischen den „unentdeckt“ Verstorbenen zu ermitteln und sichtbar zu machen. Im Folgenden werden die Ergebnisse der Erhebung und Auswertung der Sterbeurkunden und der Datenerfragung beim Ordnungsamt dargestellt.

4.1.1 Auswertung der Sterbeurkunden

(Hannah Engels)

Zur genaueren Untersuchung des Phänomens haben wir die zur Verfügung stehenden Sterbeurkunden neu erhoben. Dabei war nicht ersichtlich, ob uns für den gleichen Zeitraum der letztjährigen Gruppe die identischen Sterbeurkunden zur Verfügung gestanden haben. Wie bereits bei der letztjährigen Forschungsgruppe standen uns lediglich die Urkunden der ordnungsamtlich bestatteten Verstorbenen zur Verfügung. Insgesamt haben wir dafür 96 Sterbeurkunden aus den Jahren 2011-2015 ausgewertet, wobei hinsichtlich des Sterbealters und der Liegezeit nur 95 Urkunden ausgewertet werden konnten. Davon sind 76 Personen männlich und 20 Personen weiblich. Im Zuge einer weiteren Untersuchung der Daten haben wir uns auf die Fälle konzentriert, bei denen die Liegezeit sieben oder mehr Tage beträgt. Hier beträgt die Gesamtmenge $N=60$, wovon 48 Verstorbene männlich und 12 weiblich sind. Hinsichtlich der Liegezeit und des Sterbealters können nur 59 Urkunden ausgewertet werden. Für die Auswertung haben wir folgende Kategorien gebildet: Sterbealter, Liegezeit, Sterbejahr, Familienstand und letzter Wohnort. Für die einzelnen Kategorien haben wir sowohl eine Gesamterhebung durchgeführt als auch eine geschlechterdifferenzierte.

Sterbealter

Als Kennwert für die zentrale Tendenz haben wir uns für den Median entschieden. Insgesamt liegt der Median bei einem Range von 27-92 bei 62 Jahren. Betrachtet man die Geschlechter separat, liegt der Median bei den Männern bei 61 Jahren und bei den

Frauen bei 73 Jahren. In der Gruppe der Verstorbenen, die länger als sieben Tage unbemerkt in ihren Wohnungen gelegen haben, liegt der Median insgesamt bei 63 Jahren (Range 29-91). Alleine bei den Männern beträgt der Median 62 Jahre (Range 29-87), bei den Frauen 67,5 Jahre (Range 49-91). Insgesamt wird deutlich, dass die Frauen zum Zeitpunkt ihres Versterbens älter sind als die Männer. Dies gilt sowohl für die Gesamtmenge als auch für die speziell untersuchte Teilmenge. Grundsätzlich muss jedoch vor allem im Bezug auf die Frauen beachtet werden, dass die Anzahl der untersuchten Fälle sehr gering ist und keine eindeutige Aussage zulässt.

Liegezeit

Der Range bei den Liegezeiten zeigt allgemein deutliche Schwankungen. Für die Gesamtmenge liegt er bei 2-132 Tagen. Im Median ergibt dies 9 Tage Liegezeit im Durchschnitt. Teilt man auch diese Kategorie nach Geschlechtern auf, ergibt sich für die männlichen Verstorbenen ein Median von 9 Tagen bei einem Range von 2-122 Tagen und für die weiblichen Verstorbene ein Median von 11,5 Tagen bei einem Range von 3-132 Tagen. In der Verteilung ab sieben Tagen Liegezeit liegt der Median bei einem Range von 7-132 Tagen bei 15 Tagen. Aufgeteilt nach Geschlechtern ergibt sich ein homogenes Bild. Bei den männlichen Verstorbenen ist ein Median von 15 Tagen bei einem Range von 7-122 Tagen festzustellen, bei den weiblichen Verstorbenen bei einem Range von 8-132 Tagen ein Median von 16 Tagen.

Zur besseren Übersicht werden die Daten im folgenden in einer Tabelle dargestellt

	Gesamtmenge N=95	Männlich n=75	Weiblich n=20	Gesamtmenge N=59	Männlich n=47	Weiblich n=12
Sterbealter (ges.) in Jahren	62	61	73	62	62	67,5
Liegezeit (ges.) in Tagen	9	9	11,5	15	15	16

Sterbejahr

Im Vergleich der Sterbejahre zeigt sich eine gewisse Ausgeglichenheit, und schwankt zwischen 15 und 25 Fällen in den abgelaufenen Jahren und 14 Fällen im Jahr 2015. Bei den Fällen, welche sieben oder mehr Tage unentdeckt geblieben sind, ergibt sich ein Range von 7 Fällen im Jahr 2011 und 18 Fällen im Jahr 2013. In 2015 sind bisher sechs Personen unentdeckt verstorben.

Familienstand

Für die Gesamtmenge kann zwischen geschieden, ledig und verwitwet unterschieden werden. Zu Sonstigen gehören verheiratet oder unbekannt. 48 Verstorbene sind ledig, 35 Verstorbene sind geschieden, 11 Verstorbene verwitwet. Während der Anteil der männlichen Personen in der Gruppe ledig und geschieden deutlich höher ist als bei den weiblichen Personen, sind sechs weibliche und fünf männliche Personen verwitwet. Betrachtet man ausschließlich die Fälle, in denen die Personen sieben Tage oder länger unentdeckt geblieben sind, sind Häufungen vor allem bei den Familienständen geschieden (24 Personen) und ledig (31 Personen) zu sehen.

Stadtteile

Die Ergebnisse der vorangegangenen Forschungsgruppe zeigte auffällige Häufungen in den Stadtteilen Schalke, Schalke-Nord, Buer, Horst und Bulmke-Hüllen. Unter Berücksichtigung dieser Ergebnisse haben wir den veränderten Datensatz, welcher uns zur Verfügung stand, neu erhoben. Zum Teil haben sich die Ergebnisse in unserer Auswertung widergespiegelt. So konnten wir ähnliche Häufungen in den Stadtteilen Schalke/Schalke Nord, Horst, Buer und Bulmke-Hüllen feststellen, jedoch zusätzlich auch im Stadtteil Rotthausen mit insgesamt 9 Fällen. Bei unserer Spezifizierung mit mehr als sieben Tagen Liegezeit sind Häufungen in den Stadtteilen Bulmke-Hüllen (9 Fälle), Buer (8 Fälle) und Rotthausen (6 Fälle) zu beobachten. Zur besseren Übersicht werden die Daten nachfolgend in einer Tabelle dargestellt.

Stadtteile	Neu erhobene Daten N=95 insges.	männlich	weiblich	Liegezeit >6 Tage n=59 insges.
Schalke/ Schalke-Nord	9	7	2	3
Horst	9	8	1	5
Buer	10	6	4	8
Bulmke-Hüllen	15	11	4	9
Rotthausen	9	9	0	6

4.1.2 Daten vom Ordnungsamt

(Judith Lemm)

Erläuterungen zum Hintergrund

Zu Beginn dieses Lehrforschungsprojektes verfolgten wir das Ziel, mehr über die Soziale Lage der „unentdeckt“ Verstorbenen in Gelsenkirchen zu erfahren. Wir wussten durch die Beteiligten des vorherigen Lehrforschungsprojekts, dass die Versuche Daten durch das Ordnungsamt und durch das Sozialamt zu erhalten, welche Informationen zu der sozialen Lage hätten liefern können, aufgrund datenschutzrechtlicher Bestimmungen gescheitert waren. Dennoch erschien es uns den Versuch Wert, über einen Antrag beim Ministerium für Inneres und Kommunales des Landes Nordrhein-Westfalen (MIK NRW), Zugang zu den Daten vom Ordnungsamt zu erhalten.

Wir formulierten aus diesem Grund gleich zu Beginn unseres Lehrforschungsprojektes ein Schreiben für das MIK NRW, in welchem wir unser Forschungsvorhabens darlegten und einen Antrag auf eine Genehmigung für eine Übermittlung von Sozialdaten für die Forschung und Planung (§ 75 SGB X) durch das Ordnungsamt, stellten. Zur Untermauerung des Forschungsvorhabens wurde unserem Antrag ein Schreiben der Hochschule, welches Frau Prof. Dr. Mogge-Grotjahn zu diesem Zweck verfasst hatte, beigelegt.

In einem Antwortschreiben des MIK NRW wurden wir darüber in Kenntnis gesetzt, dass unser Antrag wegen fehlender Zuständigkeit an das Ministerium für Gesundheit, Emanzipation, Pflege und Alter (MGEPA) weitergeleitet wurde. Das MGEPA antwortete uns einige Zeit später postalisch. In dem recht ausführlichen Schreiben wurden uns auch verschiedene Rechtsgrundlagen, welche den Datenschutz von Verstorbenen sowie deren Angehörigen betreffen, erläutert.

Während Daten, die die Verstorbenen und ihre Angehörigen betreffen, einem besonderen Schutz unterliegen (das öffentliche Interesse an dem Forschungsvorhaben muss das Geheimhaltungsinteresse der oder des Verstorbenen und der Angehörigen erheblich überwiegen) werden die Daten der Verstorbenen selbst nicht durch das Datenschutzgesetz NRW geschützt. Allerdings ist für Verstorbene das postmortale Persönlichkeitsrecht zu beachten, welches sich aus dem Gebot der Unverletzlichkeit der Menschenwürde (Art. 1 Abs. 1 GG) ergibt.

Durch das MGEPA erfuhren wir neben diesen Rechtsgrundlagen auch, dass das Ordnungsamt - unter Berücksichtigung der gesetzlichen Bestimmungen - selbst über die Weitergabe der Daten von Verstorbenen entscheiden könne. Daraufhin erstellten wir

für das Ordnungsamt einen Fragebogen, der so ausgerichtet war, dass keine Rückschlüsse auf einzelne Personen gezogen werden konnten und die Daten über Angehörige völlig wegfielen. Das Antwortschreiben des MGEPA leiteten wir dann samt Fragebogen an das Ordnungsamt in Gelsenkirchen, mit der Bitte um Prüfung, weiter. Unsere Kontaktperson vom Ordnungsamt Gelsenkirchen war Herr Kinzel, mit welchem bereits die vorherige Forschungsgruppe in Kontakt stand. Herr Kinzel ließ unsere Anfrage durch die Rechtsberatung des Ordnungsamtes prüfen und kam unserer Bitte den Fragebogen auszufüllen letztendlich noch nach. Der Zeitraum zwischen Antragstellung beim Innenministerium und Erhalt des ausgefüllten Fragebogen zog sich vom 18.02.15 bis zum 20.07.15. In der Zwischenzeit hatten wir unsere Forschungsrichtung und Forschungsfrage verändert, da wir nicht mehr damit rechneten, noch brauchbare Daten zur Sozialen Lage der unentdeckt verstorbenen Menschen aus Gelsenkirchen zu erhalten. Dennoch sollen die Ergebnisse, die immerhin einige Anhaltspunkte liefern, im Folgenden dargestellt werden.

Ergebnisse aus dem Fragebogen

In dem Fragebogen für das Ordnungsamt wurde nach den Personen gefragt, welche seit dem Januar 2012 bis zum April 2015 in Gelsenkirchen ordnungsamtlich bestattet wurden und welche sieben oder mehr Tage nach ihrem Versterben unentdeckt geblieben sind. Aufgrund der Probleme hinsichtlich datenschutzrechtlicher Bestimmungen, wurde in dem Fragebogen allerdings nur nach der Menge an Personen gefragt, auf die bestimmte Kategorien zutreffen. Der Fragebogen ist in folgende Kategorien unterteilt:

- Todesumstände
- Lebensunterhalt/ berufliche Situation
- Schulbildung
- Berufsausbildung
- Mobilität
- Psychische Erkrankungen
- Soziale Dienste, Beratung, Begleitung, Betreuung
- Psychologische und medizinische Behandlung
- Anmerkungen und Ergänzungen

Dem Ordnungsamt standen insgesamt Daten von 45 Personen aus Gelsenkirchen zur Verfügung, welche in der oben genannten Zeitspanne ordnungsamtlich bestattet worden und sieben oder mehr Tage nach ihrem Versterben unentdeckt geblieben sind. Die vom Ordnungsamt genannten 45 Personen sind ein Anteil der 59 Personen aus den

Bestattungsdokumenten, die erst sieben oder mehr Tage nach ihrem Versterben aufgefunden wurden. Allerdings differieren die Startzeitpunkte zwischen den Untersuchungen, weshalb die Zahl hier geringer ist.

Von den 45 Personen, waren 34 Personen männlich und 11 weiblich. Das Alter zum Todeszeitpunkt variierte zwischen 44 und 91 Jahren.

Über Schul- und Berufsbildung, sowie über psychologische und medizinische Behandlungen lagen dem Ordnungsamt keine Daten vor.

Zur Mobilität und zu psychischen Erkrankungen konnte das Ordnungsamt nur eingeschränkte Informationen geben, da diese Daten durch das Ordnungsamt nicht aktiv abgefragt werden, d.h., es können durchaus mehr Personen als die jeweils benannten betroffen gewesen sein. Das Ordnungsamt wusste, dass es eine weibliche Person unter den 45 „unentdeckt“ Verstorbenen gab, welche in ihrer Mobilität eingeschränkt war. Für den Bereich „psychische Erkrankungen“ lagen die Daten von 4 Personen vor, wovon eine Person weiblich, 3 Personen männlich und 2 Personen über 60 Jahre alt waren. Diese Zahlen schließen weitere „Fälle“ jedoch nicht aus.

Zur Todesursache lagen dem Ordnungsamt nur Daten hinsichtlich eines natürlichen oder nicht natürlichen Versterbens vor. Von den 45 Personen sind 42 eines natürlichen Todes gestorben, bei 3 Personen kann ein Suizid nicht ausgeschlossen werden.

In der Kategorie Lebensunterhalt/ Berufliche Situation ging es darum, durch welche Bezüge die unentdeckt Verstorbenen ihren Lebensunterhalt bestritten haben. Hier lagen dem Ordnungsamt nur Daten von 29 Personen vor, also knapp zwei Drittel der Gesamtmenge. Von diesen bezogen 14 Personen ALG II (2 Personen weiblich, 12 Personen männlich, 7 Personen über 60 Jahre) und 15 Personen Rente (4 Personen weiblich, 11 Personen männlich, 13 Personen über 60 Jahre alt)

Für den Bereich Soziale Dienste, Beratung, Begleitung, Betreuung lagen dem Ordnungsamt nur Daten hinsichtlich gesetzlicher Betreuung vor. Über betreutes Wohnen oder psychosoziale Beratung lagen keine Informationen vor. Von den 45 unentdeckt Verstorbenen hatten 5 Personen eine gesetzliche Betreuung, wovon 2 Personen weiblich, 3 Personen männlich und 3 Personen über 60 Jahre alt waren.

4.2 Qualitative Untersuchung – offenes Leitfadenterview

4.2.1 Vorgehen

(Judith Lemm)

In Bezugnahme auf die Masterarbeit von Susanne Loke (2015), in welcher zwei gegensätzliche Sozialräume in Gelsenkirchen anhand von zwei Einzelfällen qualitativ erforscht wurden, entschieden wir uns dazu, einen weiteren Einzelfall von unentdecktem Versterben qualitativ zu untersuchen. Um im Sinne der maximalen Kontrastierung einen Einzelfall zu erforschen, der sich hinsichtlich des Sozialraums von den Untersuchungen von Loke unterscheidet, entschlossen wir uns dazu uns aus Gelsenkirchen herauszubewegen und wählten einen ländlichen Raum. Somit sollte ein breiteres Spektrum von unterschiedlichen Sozialräumen abgedeckt werden. Für die Untersuchung konnten wir eine Interviewpartnerin gewinnen, die in einer langjährigen Partnerschaft zu einem Mann stand, der unentdeckt verstorben war. Hierdurch war es möglich, neben äußeren Bedingungen des Sozialraums, auch Informationen über individuelle Aspekte zu erhalten. Ziel des Interviews war herauszufinden, wie personale, soziale, materielle und sozialräumliche Bedingungen das Leben des verstorbenen Menschen beeinflusst hatten.

Als Methode für die Erhebung der Daten wurde ein leitfadengestütztes Interview gewählt. Bei der Interviewpartnerin handelte es sich nicht um eine Expertin im eigentlichen Sinne. Die befragte Person wird jedoch als Expertin in Bezug auf ihr Wissen über das Leben des unentdeckt verstorbenen Menschen dieser Untersuchung betrachtet.

Der Erstkontakt zur Interviewpartnerin erfolgte einige Wochen vor dem Interviewtermin telefonisch. Das Interview wurde am 01.05.2015 in der Wohnung der Interviewpartnerin durchgeführt und dauerte etwa 38 Minuten.

Das Interview wurde mit einem Tonbandgerät aufgenommen und anschließend vollständig transkribiert. Ausgewertet wurde das Interview nach den ersten drei Phasen von Meuser und Nagel (1991). Hierzu wurden, nach der Transkription als ersten Schritt, zuerst die Themenabschnitte in der Chronologie des Gesprächsverlaufs, zur Verdichtung des Datenmaterials, paraphrasiert. Als dritten Schritt wurden die paraphrasierten Passagen mit Überschriften versehen. Da keine weiteren vergleichbaren Interviews vorlagen, entfielen die letzten drei Auswertungsschritte. Auch ein direkter Vergleich mit den zwei untersuchten „Fällen“ aus der Masterarbeit von Susanne Loke war nicht möglich, da eine andere Methode der Datenauswertung vorgenommen wurde.

Um dennoch einen Vergleich mit den Daten aus der Masterarbeit von Susanne Loke vorzunehmen, sollen nun zuerst die Ergebnisse aus dem hier untersuchten Interview dargestellt und in einem weiteren Schritt die Gemeinsamkeiten zu den von Susanne Loke untersuchten „Fällen“ ergründet werden.

4.2.2 Ergebnisse

(Judith Lemm)

Zu Beginn werden nun die Hintergrundinformationen zusammengefasst, welche aus einem mündlichen Vorgespräch mit der Interviewpartnerin, der soziodemographischen Befragung und einer telefonischen Rückfrage zwei Tage nach dem Interview stammen. Im Anschluss werden die Ergebnisse des Interviews dargestellt. Die Transkription mit dem Kontextprotokoll zum Interview, sowie die Paraphrasierung der Themenabschnitte befindet sich im Anhang.

Hintergrundinformationen

Die heute 63 jährige Interviewpartnerin (Frau W.), hat als Lebensgefährtin von 1997 bis 2003 gemeinsam mit dem Verstorbenen (Martin¹) in einer Wohnung in einem Dorf im Sauerland (H.²) zusammengelebt. Martin sei 2007 im Alter von 63 Jahren in seiner Wohnung verstorben und sei erst acht Tage nach seinem Versterben aufgefunden worden. Frau W. habe zu diesem Zeitpunkt nur noch sporadisch telefonischen Kontakt zu Martin gehabt. Vor der Beziehung mit Frau W. wäre Martin bereits verheiratet und wieder geschieden gewesen und habe aus dieser Ehe einen Sohn, der 1986 geboren wurde und eine schwere geistige und körperliche Behinderung habe. Bis 1995 sei Martin als Oberstudienrat für die Fächer Geschichte und Deutsch beschäftigt gewesen, wäre jedoch ein Jahr nach einer Versetzung mit 53 Jahren vorzeitig pensioniert worden. In H. habe Martin dann nach der Versetzung bis zu seinem Tode gelebt. Die anderen Wohnungen in dem Haus, in dem Martin seine Wohnung hatte, seien nur sporadisch von Montagearbeitern bzw. von dem Vermieter als Ferienwohnung bewohnt gewesen. Martin sei alkoholabhängig gewesen und habe eine chronische affektive Störung mit Stimmungsschwankungen (Zyklothymia) gehabt. Wegen beiden Erkrankungen sei er vor ihrer Beziehung miteinander bereits mehrfach in stationärer Behandlung gewesen und habe mehrere verschriebene Psychopharmaka eingenommen. Seit 2002 habe Martin unerklärliche Ohnmachtsanfälle gehabt, die vermutlich die Folgen einer Herzmuskelentzündung gewesen seien. Die Todesursache von Martin sei, laut der Todesbe-

¹ Der Name wurde Zwecks Anonymisierung verändert.

² Aufgrund der geringen Einwohnerzahl wird der Ortsname anonymisiert dargestellt.

scheinigung, ein natürlicher Tod durch ein Herz-Kreislauf-Versagen gewesen. Da ein Fremdverschulden als Todesursache ausgeschlossen worden sei, habe keine Obduktion stattgefunden. Der Tod von Martin sei aufgefallen, nachdem einer der Montagearbeiter wieder in seiner Wohnung gewesen war und dabei einen intensiven Geruch im Hausflur vernommen hätte.

Der Wohnort in dem Martin zuletzt lebte und verstarb hat derzeit 1.679 Einwohner³

Wohnumgebung

Nach den Aussagen von Frau W. lebten in H. viele alte Menschen. Sie beschreibt die Menschen dort als freundlich und offen, aber intellektuell eher einfach strukturiert (vgl. Z.25-29). Gespräche zwischen ihr und anderen Anwohnern seien freundlich, aber inhaltlich nicht tiefgehend gewesen (vgl. Z. 6-9). Ihr selbst habe der Kontakt, den sie zu den Anwohnern gehabt habe, ausgereicht. Insgesamt habe aber unter den Anwohnern eher Anonymität geherrscht (vgl. Z. 14f) selten seien die Leute in H. auf der Straße anzutreffen gewesen. Weiter beschreibt Frau W., dass H. eine „*eingefleischte Gemeinde*“ gewesen sei (Z. 19), die es für Zuzügler schwer gemacht habe, intensivere Kontakte zu den alteingesessenen Anwohnern herzustellen (vgl. Z. 19-21) . Gegenseitige Hilfe habe sie in H. nicht erfahren (vgl. Z. 31-35) .

Die Versorgungsmöglichkeiten für den alltäglichen Bedarf seien in H. ausreichend vorhanden und gut erreichbar gewesen. Neben diversen Geschäften und einer Busverbindung, habe auch ein Allgemeinmediziner im Ort gegeben (vgl. Z. 38-46). Fachärzte seien im Nachbarort angesiedelt gewesen. Auch habe es einige Freizeiteinrichtungen in H. gegeben, Martin und sie seien mehrfach in dem örtlichen Freibad und einmal im Jagdmuseum gewesen (vgl. Z. 52-55). Es habe verschiedene Vereinen im Ort gegeben, in welche sie und Martin aber nicht integriert gewesen seien (vgl. Z.9-12). Von der Kirche habe es in H. eine Frauengruppe und einen Chor gegeben, davon hätten sie allerdings auch keinen Gebrauch gemacht. Soziale Unterstützungsangebote habe es in H. nicht gegeben (vgl. Z. 62). Martin sei zeitweise durch eine gesetzliche Betreuung des Sozialdienst Katholischer Frauen im Nebenort unterstützt wurden. Später sei er dort selbst als ehrenamtlicher Betreuer tätig gewesen, sei dann aber seinen Verpflichtungen irgendwann nicht mehr nachgekommen, weshalb man ihn dann entlassen habe (vgl. Z. 65-68)

Den Aussagen von Frau W. zu entnehmen, stellte sich für Martin das Leben in H. durchaus anders als für sie selbst dar. Er unterschied sich bezüglich seiner Interessen von den anderen Dorfbewohnern. Ihm hätten in H. Kontakte zu Gleichgesinnten auf in-

³ Stand: 01.07.2015. Internetseite der Gemeinde, abgerufen am 01.08.15.

tellektueller Ebene gefehlt, weshalb er sich „*einsam*“ und „*isoliert*“ in H. gefühlt habe (Z. 80). Ihm habe in H. die kulturelle Lebendigkeit, wie sie beispielsweise „*Marburg*“ zu finden sei, gefehlt (vgl. Z. 78f.). Als Beispiel führt Frau W. Martins Abneigung gegen den „*Schützenverein*“, der hier durch Frau W. als repräsentatives Beispiel für die kulturellen Traditionen in H. genannt wird, an (vgl. Z. 84-88). Hier kann die narrative Darstellung von Frau W. dahingehend interpretiert werden, dass die in H. durch die Dorfgemeinschaft gelebten kulturellen Traditionen konträr zu dem intellektuellen Anspruch von Martin standen, was sich hinsichtlich einer Integration in die Dorfgemeinschaft negativ ausgewirkt haben dürfte.

Lebensweise und Persönlichkeit des Verstorbenen

In der Zeit als Frau W. mit Martin zusammenlebte, sei sein Tagesablauf im wesentlichen durch die Beschäftigung mit Literatur geprägt gewesen. Neben regelmäßigen Einkaufstouren mit Frau W. zusammen im größeren Nachbarort, sei Martin auch gelegentlich auf die Felder im Ort gegangen, um historische Funde zu machen und diese an ein Museum weiterzugeben. (Vgl. Z.137-166).

Frau W. beschreibt Martin als einen Menschen, der in Bezug auf seine Stimmungen nicht berechenbar gewesen sei. Dabei hätten sich große Freundlichkeit mit plötzlicher Ablehnung abgewechselt. Diese Schwankungen hätten dazu geführt, dass viele soziale Kontakte verloren gegangen seien. (Vgl. Z. 122-134).

Soziale Kontakte

Aus H. selbst habe Martin nur zu einer Person einen engeren Kontakt gehabt, welcher jedoch später abgebrochen sei (vgl. Z. 91ff).

Außerhalb von H. habe Martin noch Kontakte zu Personen, die weiter entfernt wohnen, gehabt. Bis auf einen Kontakt zu einem ehemaligen Schüler seien die Beziehungen zum Schluss aber immer weniger intensiv geworden, da Martin aufgrund seiner Ohnmachtsanfälle das Autofahren gemieden habe und somit seine Kontakte nicht mehr habe pflegen können⁴. Von den Bekannten seien wegen deren beruflichen Verpflichtungen und wegen Martins „nicht so einfachem“ Charakter nur wenige und auch nur selten zu ihm zu Besuch gekommen. Zu den seltenen Besuchern habe ein Kalligraph gezählt. (Vgl. Z. 95-120)

Entwicklung nach der Trennung

⁴ Frau W. benennt weitere Hintergründe zu dem Verlust sozialer Kontakte bei der Frage nach der Entwicklung von Martins Leben nach der Beziehung: Diese sind im hierauf folgenden Abschnitt „Entwicklung nach der Trennung“ integriert.

Nachdem Frau W. nicht mehr so häufig zu Besuch gekommen sei, wäre Martin zunehmend vereinsamt und habe vermehrt Alkohol konsumiert. Der Alkoholkonsum habe sich dabei negativ auf das Selbstwertgefühl von Martin ausgewirkt, was zu verstärkten Suizidgedanken geführt habe (vgl. Z. 180-183). Zudem hätten Bekannte aufgrund des Alkoholkonsums den Kontakt zu Martin abgebrochen, wodurch er sukzessive vereinsamt sei (vgl. Z.185-187). Martin sei es auch körperlich zunehmend schlechter ergangen, so habe er sich mehrfach bei Frau W. darüber beklagt, dass er unter Magenbeschwerden und Ohnmachtsanfällen gelitten habe (vgl. Z. 188-190). Diese körperlichen Beschwerden hätten sich negativ auf seine Lebenszufriedenheit ausgewirkt und ihn in seiner Eigenständigkeit eingeschränkt (vgl. Z.190-191). So habe er es dann auch nicht mehr geschafft, seinen Haushalt sauber zu halten und sei auf die Hilfe einer Reinigungskraft angewiesen gewesen (vgl. Z. 191-193).

Erklärungen zu den Ursachen des einsamen Versterbens von Martin

Die Ursachen für das „einsame“ Versterben sieht Frau W. einmal darin, dass Martin nicht mehr berufstätig gewesen sei. Zudem beschreibt sie als Ursache einen Teufelskreis aus Alkoholmissbrauch, Scham, Verlust von sozialen Kontakten, Gefühl von Einsamkeit und daraus erneut hervorgehenden Alkoholmissbrauch. Dabei sei es zum Verlust der sozialen Kontakte einerseits durch die Abwendung der Kontakte und andererseits auch durch eigenen Rückzug Martins zustande gekommen (vgl. Z. 180-187 mit Z. 259f.). Hinzu seien Ohnmachtsanfälle gekommen, welche dazu geführt hätten, dass Martin, aus Angst einen Unfall zu bauen, nicht mehr mit dem Auto gefahren sei. Auch dies habe zum Rückzug geführt und somit zu einer eingeschränkten Aktivität und (weiterem) Verlust von Kontakten beigetragen. Da Martin vier Tage vor seinem vermutlichen Versterben noch einen Arzt aufgesucht habe, vermutet Frau W., dass Martin aufgrund von Vorurteilen wegen seines Alkoholmissbrauchs medizinisch nicht richtig behandelt worden sei. (Vgl. Z. 252-273).

4.2.3 Interpretation des Interviews hinsichtlich der Forschungsfrage

(Judith Lemm)

Im Folgenden werden die Ergebnisse des Interviews hinsichtlich der Frage nach dem Einfluss personaler, sozialer, materieller und sozialräumlicher Bedingungen auf das Leben des Verstorbenen zusammengefasst und interpretiert.

Personale Ebene

Bildung: Der Verstorbene hatte als ehemaliger Oberstudienrat eine hohen Bildungsstand. In dem Interview wurde ein Bild von einem Menschen gezeichnet, welchem an

intellektuellem Austausch mit anderen Menschen gelegen war und welcher sich Orten mit kultureller Vielfalt verbunden fühlte (vgl. Z. 73-79). Seine Interessen waren vor allem auf Literatur, Geschichte und Archäologie ausgerichtet (vgl. Z. 138-142, Z.152-163). Durch die frühzeitige Pensionierung und die später durch körperliche Beeinträchtigungen zunehmende Einschränkung auf einen sozialen Nahraum in einer Dorfgemeinschaft, die hinsichtlich des kulturellen Lebens eher auf konservative Brauchtumpflege ausgerichtet war, waren die Möglichkeiten zum intellektuellen Austausch mit gleichgesinnten Menschen für den Verstorbenen erschwert.

Gesundheit: Hinsichtlich der psychischen Verfasstheit des Verstorbenen, lassen sich hier Probleme aufgrund einer zylothymen Störung, die durch eine Instabilität von Stimmungen gekennzeichnet ist und eine Alkoholabhängigkeit finden. Insgesamt wirkten sich diese psychischen Erkrankungen negativ auf das Selbstvertrauen, die Lebenszufriedenheit, und die soziale Eingebundenheit aus, wodurch die soziale Isolation und eine Abnahme von Aktivität begünstigt wurde (vgl. Z.122-130, Z.181- 187, Z. 253 ff.).

In den letzten Lebensjahren des Verstorbenen zeigten sich körperliche Beschwerden wie Magenschmerzen und Ohnmachtsanfälle, die sich ebenfalls negativ auf die Lebenszufriedenheit, die Eigenständigkeit, die soziale Eingebundenheit (Rückzug) und Aktivität auswirkten (vgl. Z. 188-193, Z. 255-260).

Soziale Ebene

Die Interviewpartnerin beschreibt in der Erzählung über den Verstorbenen einen zunehmenden Verlust Sozialer Kontakte. Der Verstorbene hatte in seinem Wohnort nur geringe soziale Kontakte. Die Aufrechterhaltung der sozialen Kontakte außerhalb des Wohnortes bedurften der Initiative des Verstorbenen (vgl. Z. 118 ff.) , die er aufgrund seiner psychischen (vgl. Z. 123-134, Z. 185 ff.) und später auch physischen Beeinträchtigungen (vgl. Z. 103 ff., Z.255-260) aber immer weniger aufbringen konnte. Seine Stimmungsschwankungen und sein Alkoholkonsum führten zu Kontaktabbrüchen durch Bekannte und Freunde, führten aber auch zum Rückzug durch den Verstorbenen selbst. Nach der Trennung der Interviewpartnerin vom Verstorbenen scheint sich der Prozess einer zunehmenden Vereinsamung beschleunigt zu haben (vgl. Z. 176-181), vermutlich stellte sie selbst den wichtigsten sozialen Kontakt und somit eine bedeutende soziale Ressource da. Wenn auch nicht von der Interviewpartnerin ausgesprochen, so lässt sich vermuten, dass die Stimmungsschwankungen und die Alkoholabhängigkeit wohl auch eine Rolle bei der Trennung der Interviewpartnerin vom Verstorbenen gespielt haben könnten (vgl. Z. 123-134). Nach dem die Kontakte wegbrachen, beklagte sich der Verstorbene bei der Interviewpartnerin über seine körperlichen Beschwer-

den und seine Überforderung im Haushalt. Vermutlich lag hierin ein Hilferuf des Verstorbenen.

Zu den noch lebenden Familienangehörigen hatte der Verstorbene kaum oder keinen Kontakt. Die Beschreibungen der Interviewpartnerin vom Bruder des Verstorbenen lassen eher auf eine schlechte Beziehung zwischen diesem und dem Verstorbenen schließen (vgl. Z. 222-228). Über die Beziehung zu dem Sohn wird im Interview wenig bekannt (vgl. Z. 221 f.).

Materielle Ebene

Anzeichen für einen negativen Einfluss aufgrund mangelnder materieller Ressourcen lassen sich kaum erkennen. So berichtet die Interviewpartnerin von regelmäßigen Einkäufen auf dem Wochenmarkt und genussvollen Mahlzeiten (vgl. Z. 142-148). Auch scheint die Wohnung des Verstorbenen hochwertig gewesen zu sein (vgl. Z. 174 f.). An einer Stelle deutet die Interviewte allerdings an, dass der Verstorbene u.a. auch aus finanziellen Gründen nicht aus seinem Wohnort weggezogen sei (vgl. Z. 83).

Sozialräumliche/Institutionelle Ebene

Soziale Unterstützungsangebote: Im Ort selbst gab es keine sozialen Unterstützungsangebote, auf die der Verstorbene - spätestens als er aufgrund seiner körperlichen Beschwerden (Ohnmachtsanfälle) in seiner Mobilität eingeschränkt war - hätte zugreifen können. Unterstützung erhielt der Verstorbene zeitweise durch den Sozialdienst Katholischer Frauen im Nachbarort, in welchem er nach Beendigung der gesetzlichen Betreuung sogar selbst ehrenamtlich tätig war (vgl. Z.62-68). In wie fern der Verstorbene seine ehrenamtliche Tätigkeit aufgrund der eingeschränkten Mobilität durch seine körperlichen Beschwerden aufgeben musste, ist nicht klar. Jedenfalls wurde von der Einrichtung nicht erkannt, dass der Verstorbene selbst wieder hilfebedürftig geworden war, obwohl er, vor seiner ehrenamtlichen Tätigkeit dort, ja selbst schon durch diesen betreut wurde.

Soziale Netzwerke: Innerhalb des nahen Sozialraums mangelte es dem Verstorbenen an sozialen Kontakten (vgl. Z. 91 ff.). Dies lag einerseits am Unterschied hinsichtlich der Interessen des Verstorbenen zu denen der Nachbarschaft (vgl. Z. 73-89). Könnte allerdings dadurch noch erschwert worden sein, dass der Verstorbene als zum Ort Zugezogener schwer Zugang zu der „eingefleischten“ Gemeinde bekam (vgl. Z. 17-21). Nach den Aussagen der Interviewpartnerin fühlte sich der Verstorbene in seinem Wohnort „isoliert“ und „einsam“ (Z. 80). Insgesamt ist der Kontakt zur Nachbarschaft

nicht über zufällige Gespräche hinausgegangen. Gegenseitige Unterstützung gab es aus der Erfahrung der Interviewten nicht (vgl. Z. 31-35).

Nachbarschaftsverhältnisse: Hier ist wohl ein wesentlicher Punkt, dass der Wohnort des Verstorbenen ein Ferienort war. Dies bedeutet, dass in den Häusern die als Ferienwohnungen genutzt immer unterschiedliche Menschen von kurzer Dauer lebten. Insgesamt kann man die Nachbarschaftsverhältnisse als eher unkontinuierlich einschätzen. Dies gilt vor allem für das Wohnhaus des Verstorbenen: Den oben stehenden Hintergrundinformationen ist zu entnehmen, dass alle drei weiteren Wohnungen in dem Haus, in dem der Verstorbene wohnte, nur phasenweise bewohnt waren. In wie fern ansonsten die Nachbarn auf mögliche Signale des Verstorbenen vor seinem Versterben aufmerksam geworden wären oder er sich selbst Hilfe bei ihnen gesucht hätte, kann nicht gesagt werden.

Freizeit- und Betätigungsmöglichkeiten: Von den im Ort bestehenden Freizeiteinrichtungen machte der Verstorbene zumindest während der Beziehung zu der Interviewten teilweise Gebrauch (vgl. Z.52-55). Jedoch scheinen jene gemeinschaftsfördernde, an einen Verein gebundene, Freizeit- und Betätigungsmöglichkeiten im Ort durch den Verstorbenen eher gemieden worden zu sein. Insgesamt scheint dies jedoch auch an der Einseitigkeit der Vereinsstruktur (Brauchtumpflege) gelegen zu haben.

4.2.4 Vergleich der Ergebnisse mit den bereits untersuchten Fällen aus der Masterthesis von Loke

(Judith Lemm)

Im Rahmen der Untersuchungen von Susanne Loke wurden u.a. ehemalige Vermieter und Nachbarn der zwei „unentdeckt“ Verstorbenen, Frau Z. aus Buer und Herr B. aus Schalke Nord, befragt.

In der Untersuchung zeigte sich, dass beide Personen zu ihren Nachbarn keinen oder nur oberflächlichen Kontakt gehabt hatten, obwohl sie mehrere Jahre im gleichen Haus mit diesen wohnten (vgl. Loke 2015, S. 67). Bei Frau Z. scheint dies selbst gewollt gewesen zu sein (vgl. ebd.). Bei Herr B. wirkt es hingegen so, dass sein Leben ab einem gewissen Zeitpunkt aus dem Ruder gelaufen sei (vgl. ebd. S.85). Ob dieser selbst den sozialen Rückzug gewählt oder es ihm an Möglichkeiten für soziale Kontakte gemangelt habe, ließe sich nach Loke nicht sagen (vgl. ebd.). Beiden Personen war gemeinsam, dass es in ihrem Wohnhaus zum Zeitpunkt der Untersuchung Wohnungsleerstand gab. Zusammenfassend kommt Loke zu dem Schluss, dass beide Personen

über beschränkte ökonomische, soziale und personale Ressourcen verfügt hätten (vgl. ebd). Im Falle von Martin ließen sich ebenfalls mangelnde personale und soziale Ressourcen feststellen.

Insgesamt geben die einzelnen Aussagen der Nachbarn und Vermieter aber wenig Hinweise, die Rückschlüsse auf die Persönlichkeit, die Lebensweise oder die Lebensentwicklung der Personen erlauben, da keiner der Befragten Frau Z. oder Herr B. näher kannte. In diesem Bereich wäre ein Vergleich demnach reine Spekulation.

Gemeinsamkeiten zwischen dem „unentdeckt“ Verstorbenen Martin und den „unentdeckt“ Verstorbenen Frau Z. Und Herr B. zeigen sich hinsichtlich mangelnder sozialer Kontakte und exklusionsförderlichen Bedingungen im nahen Sozialraum. Von den von Loke (vgl. Loke 2015, S. 92) festgestellten exklusionsförderlichen Bedingungen, können folgende Gemeinsamkeiten im Sozialraum konstatiert werden: Nachbarschaftliche Anonymität im Wohnumfeld, instabile Mietverhältnisse und fehlende (adäquate) soziale Unterstützungsmöglichkeiten. Hinsichtlich der Freizeit- und Betätigungsmöglichkeiten ist der Unterschied zwischen dem Sozialraum der von Loke untersuchten Personen und dem Verstorbenen Martin, dass Loke fehlende bzw. unzureichende Freizeit- und Betätigungsmöglichkeiten dort vorfand, während diese im Sozialraum von Martin eher einseitig und nicht mit seinen Interessen übereinstimmend waren.

4.2.5 Fazit

(Judith Lemm)

In allen drei Fällen ist anzunehmen, dass die Personen nicht oder nicht mehr im Berufsleben standen. Zumindest lassen sich auch bei Frau Z. und Herrn B. keine Hinweise darauf finden. Alle drei Personen hatten mangelnde personale und soziale Ressourcen, die durch die Gegebenheiten im nahen Sozialraum nicht kompensiert werden konnten. Es ließen sich trotz der Unterschiedlichkeit des Wohnortes und der Wohnumgebung Gemeinsamkeiten hinsichtlich exklusionsförderlichen Bedingungen im nahen Sozialraum ausmachen. Für die von Susanne Loke untersuchten Personen ließen sich auf der vorhandenen Datenbasis keine eindeutigen Hinweise auf den Einfluss der festgestellten mangelnden personalen, sozialen und sozialräumlichen Ressourcen auf deren Leben finden. Ob es ein ähnliches Zusammenspiel wie bei dem Verstorbenen Martin gab, bleibt deshalb spekulativ. Der „Fall von Martin“ kann in Bezug auf diese Frage deshalb höchstens als exemplarisch für den Einfluss personaler, sozialer und sozialräumlicher Bedingungen auf das Leben eines unentdeckt verstorbenen Menschen gelten.

4.3 Qualitative Untersuchung - Experteninterviews

4.3.1 Befragung der Wohnungsbaugenossenschaft

(Hannah Engels)

Zur weiteren Untersuchung des Phänomens der unentdeckt Verstorbenen haben wir außerdem ein Interview mit einer Wohnungsbaugesellschaft in Gelsenkirchen durchgeführt. Ziel des Interviews ist insbesondere, die Standpunkte einer Wohnungsbaugesellschaft zu untersuchen. Als Interviewpartner haben zwei Mitarbeiter aus der Abteilung der Hausbewirtschaftung zur Verfügung gestanden. Zu ihrem Aufgabenkreis gehören damit der Kundenkontakt rund um alle Wohnungsangelegenheiten, von der Kündigung bis zur Neuvermietung. Außerdem stehen sie als direkte Kundenansprechpartner zur Verfügung. Da die Interviewpartner einer Aufnahme des Gespräches nicht zugestimmt haben, liegt lediglich ein Protokoll vor (s. Anhang).

Im vorliegenden Interview können drei Kategorien ausgemacht werden. Eine genaue Analyse, beispielsweise nach Meuser und Nagel, ist in diesem Fall nicht möglich gewesen, da nur ein Interview zur Analyse zur Verfügung stand. Die drei Kategorien, die als wegweisend ausgemacht worden sind, sind Äußerungen über das Phänomen der unentdeckt Verstorbenen, die Handlungsmöglichkeiten der Wohnungsbaugesellschaft im Speziellen sowie deren Schwierigkeiten.

Das Phänomen

Grundsätzlich geben die Interviewpartner an, dass sie gar nicht so viele Berührungspunkte mit dem Phänomen hätten, da es so viele Fälle nicht gebe. Als Maßzahl wird ein Fall für das letzte Jahr angegeben. Deutlich wird jedoch auch, dass unterschiedliche Ansichten darüber bestehen, welche Personengruppen zu den unentdeckt Verstorbenen gehören. Zwei Risikogruppen werden durch die Interviewpartner benannt. Einerseits werden ältere Menschen vor allem mit demenziellen Erkrankungsformen, die durch Vereinsamung unentdeckt versterben, benannt, andererseits jüngere und ledige Männer mit Suchtproblematiken. Die Reaktion auf die Zahlen, welche wir mittels der Sterbeurkunden ermittelt haben (s. Kapitel 4.1 Deskriptivstatistik) zeigt Überraschung über die tatsächliche Verlagerung von Geschlecht und Alter. Genaue Daten über Krankheitsbilder liegen aufgrund der genannten Probleme mit dem Datenschutz nicht vor. Eine genauere Einschätzung dazu ist also nicht möglich. Insgesamt sind die Interviewpartner jedoch der Meinung, dass Einsamkeit und Anonymität den Hauptgrund für

ein unentdecktes Versterben darstellen. Trotzdem habe man bei der Wohnungsbaugesellschaft bereits festgestellt, dass manche Menschen die Anonymität suchten.

Grundsätzlich seien unentdeckt Verstorbene jedoch nie komplett zu verhindern. Man könne höchstens versuchen, die Fallzahlen zu verringern. Die Vertreter der Wohnungsbaugesellschaft sehen da jedoch auch andere Stellen in der Verantwortung, z. B. Vereine, Gemeinden oder die Kirche. Im folgenden Abschnitt werden die Möglichkeiten, die die Vertreter der Wohnungsbaugesellschaft sehen, dargestellt.

Handlungsmöglichkeiten der Wohnungsbaugesellschaft

Zur Prävention von unentdeckt Verstorbenen hat die befragte Wohnungsbaugesellschaft ein Sozialmanagement eingerichtet. Diese Stelle, die mit einer Sozialarbeiterin besetzt ist, kümmere sich um alles was nicht direkt von der Hausordnung erfasst wird oder auch um Fälle von Vernachlässigung. Die Erfahrungswerte was diesen Bereich angeht, seien nach Aussage der Wohnungsbaugesellschaft gut und möglicherweise auch für eine kleine Fallzahl bei unentdeckt Verstorbenen verantwortlich. So können Menschen, die in ihren Wohnungen liegen, entweder früh gefunden oder aber sogar noch medizinisch versorgt werden. Die Wohnungsbaugesellschaft gibt an, dass sie mit diesem Service als Zusatzleistung auch werbe.

Neben dem Sozialmanagement versucht die Wohnungsbaugesellschaft jedoch auch, ein nachbarschaftliches Netzwerk aufzubauen. Die Mitarbeiter betonen, dass sie diese Unterstützung untereinander für sehr wichtig halten. Dabei weisen sie ausdrücklich hin, dass sie nicht zur Spionage auffordern würden, sondern es um ein Miteinander unter den Mietparteien gehe.

Weitere Maßnahmen, die die Wohnungsbaugesellschaft ergreift, sind eine Auswahl der Mieter für passende Objekte, die Organisation von Events wie Mieterfesten sowie Seniorenwohnungen. Generell sei die Wohnungsbaugesellschaft bemüht, dass die zukünftigen Mieter auch zu den Objekten und deren Hausgemeinschaft passen würden. Dies sei in Gelsenkirchen nicht immer einfach, da der Wohnraum nicht immer sehr attraktiv und der Wohnungsleerstand grundsätzlich sehr hoch sei. Vor allem aber in Hochhäusern sei es ihrer Aussage nach wichtig, die richtige Mischung zu finden. Als Daumenregel nennen die Mitarbeiter, dass eine zu ungleiche Mischung vermieden wird. So werde von Problemen berichtet, wenn bestimmte Volksstämme nebeneinander untergebracht würden (z. B. bei Türken und Kurden). In den größeren Häuserblöcken gäbe es zudem auch Hausmeister, die ein Auge auf Verdachtsfälle von möglichen unentdeckt Verstorbenen hätten. Die Mieterfeste wiederum würden von der Wohnungs-

baugesellschaft unregelmäßig organisiert und soll dazu dienen, ein nachbarschaftliches Miteinander herzustellen. Auch die Interviewpartner seien dabei als Ansprechpartner anwesend, um die eigenen Mieter kennen zu lernen. Zusätzlich sei die Wohnungsbaugesellschaft im Besitz von Seniorenwohnungen, welche barrierefreie Wohnungen innerhalb eines Komplexes seien.

Grundsätzlich versuche die Wohnungsbaugesellschaft die Mieter für das Thema unentdeckt Verstorbene zu sensibilisieren. Für mehr Maßnahmen als die bisher vorgestellten seien die Fallzahlen jedoch aus ihrer Sicht zu gering. Zudem müsse auch respektiert werden, wenn jemand bewusst abgeschieden von anderen Menschen wohnen möchte.

Schwierigkeiten

Insgesamt schätzen die Interviewpartner die Handlungsmöglichkeiten im Bezug auf das Verhindern von unentdeckt Verstorbenen als sehr gering ein. Eine vollständige Vermeidung ist aus ihrer Sicht nicht möglich, es sei denn, man führe eine totale Kontrolle durch. Als besonders schwierig schätzen sie ein, wenn die Hilfeangebote der Wohnungsbaugesellschaft nicht gewollt und abgelehnt würden, oder auch in sozialen Brennpunkten, in denen es beispielsweise Probleme mit der Kommunikation gebe. Die Wohnungsbaugesellschaft habe aber auch ein Interesse daran, unentdeckte Todesfälle zu vermeiden, da hierdurch häufig Kosten entstünden, die letztlich die Wohnungsbaugesellschaft selber tragen müsse, da keine Angehörigen ausgemacht werden können oder diese sich nicht kümmern würden.

Zusammenfassung

Insgesamt ist festzustellen, dass die hier befragte Wohnungsbaugesellschaft sich scheinbar mit dem Phänomen und Möglichkeiten zur Verhinderung beschäftigt hat. Zur genaueren Erfassung des Phänomens und der Handlungsmöglichkeiten einer Wohnungsbaugesellschaft wären weitere Interviews mit anderen Wohnungsbaugesellschaften interessant und notwendig, was für eine weiterführende Forschung einen interessanten Ansatzpunkt darstellen könnte. Grundsätzlich wurde durch das Gespräch mit den Mitarbeitern der Wohnungsbaugesellschaft noch einmal deutlich, welche Komplexität das Phänomen der unentdeckt Verstorbenen aufweist.

4.3.2 Bürgermeisterbefragung

(Hannah Engels)

Eine Bürgermeisterbefragung sollte uns Aufschluss über die politischen Standpunkte zum Thema der unentdeckten Verstorbenen geben. Insgesamt wurden drei Bezirksbür-

germeister sowohl telefonisch als auch per Mail kontaktiert. Telefonisch waren alle drei nicht zu erreichen und auch auf Mails haben wir keine Antwort erhalten. Auf mehrfache Nachfrage, auch seitens der Projektbegleiterin Frau Dr. Zuzanna Hanussek, hat lediglich ein Bezirksbürgermeister persönlich per Mail reagiert. Dieser gibt an, dass das Thema nicht von bezirklicher Bedeutung sei und er somit keinen Handlungsspielraum sehe. Er verweist auf Kollegen verschiedener – von ihm nicht näher bezeichneten – Gremien der Stadt Gelsenkirchen.

Eine zweite Bezirksbürgermeisterin ließ durch eine Sekretärin ausrichten, dass sie unsere Mail nicht erhalten habe und keinen Handlungsbedarf sehe. Der dritte kontaktierte Bezirksbürgermeister hat auch auf Nachfrage nicht reagiert.

Insgesamt konnte aus dieser Richtung keine Information gewonnen werden. Aufgrund der zeitlichen Begrenzung des Forschungsprojekts war eine Weiterverfolgung in diese Richtung nicht möglich. Offen bleibt, in wie fern die Handlungsmöglichkeiten tatsächlich begrenzt sind und aus welchem Grund die angesprochenen Politiker dem Forschungsprojekt auf die gezeigte Weise ablehnend gegenüber stehen.

5 International vergleichende Perspektive

Bei der Suche nach dem Phänomen des unentdeckten Versterbens in anderen Ländern, stellte sich Japan als ein Land heraus, in welchem dieses Phänomen ein Problem mit zunehmender Bedeutung ist. Zahlreiche Zeitungsartikel der japanischen Presse berichten seit mehreren Jahren über dieses Phänomen, welches im Japanischen „Kodokushi“ genannt wird. Im Folgenden wird Bezug auf die Inhalte dieser Zeitungsberichte genommen, da andere Quellen aufgrund von Sprachbarrieren und Verfügbarkeit nicht zugänglich waren.

5.1 Japan - Kodokushi

Unter den Begriff Kodokushi, der im Englischen mit lonely oder solitary death übersetzt wird, fallen Todesfälle von sozial isolierten Personen, welche erst mehrere Tage, Wochen oder Monate nach ihrem Versterben entdeckt werden. Besondere Aufmerksamkeit wird dem Thema im Zusammenhang von Berichten über Umzugsunternehmen geschenkt, die häufig mit der Säuberung von Wohnungen, in denen Menschen einsam und unentdeckt verstorben sind, beauftragt werden (vgl. Bremner 2015, Hall 2015, Nobel 2010). Nach Angaben der Zeitschrift Time ist in Japan das Phänomen des Kodokushi das erste Mal in den 1980ern beschrieben worden (vgl. Nobel 2010).

Unter Berufung der Statistiken des Gerichtsmedizinischen Instituts von Tokio berichtet die Japan Times, dass in der japanischen Hauptstadt Tokio im Jahr 2008 mehr als 2200 Menschen über 65 Jahre einen einsamen Tod starben (vgl. Fukue 2010). Eine eindeutige und umfassende Statistik über die Zahlen der unentdeckten Todesfälle in Japan lässt sich aber nicht finden. Laut Zeitungsberichten starben in Tokio etwa doppelt so häufig Männer einen einsamen Tod wie Frauen (vgl. Brasor 2011), auch scheint die Zahl der Fälle insgesamt deutlich zuzunehmen (vgl. Knittel 2015).

Als Ursache für die vielen Fälle von Kodokushi wird von den Medien vor allem der Niedergang von traditionellen sozialen Beziehungen bei einer zunehmend alternden Gesellschaft und einem mangelhaft ausgebautem Sozialsystem diskutiert (vgl. Fukue 2010). Die Auflösung traditioneller Familienstrukturen zeige sich vor allem auch darin, dass immer mehr Menschen in Singlehaushalten leben (vgl. ebd., Brasor 2011). Aber auch die sozialen Folgen von Umsiedlungen aufgrund von Naturkatastrophen wie z.B. nach dem Erdbeben von Kobe scheinen eine Rolle zu spielen (vgl. Bremner 2015, S.1). In Bezug auf den deutlich höheren Anteil von Männern werden auf der individuel-

len Ebene, Schwierigkeiten neue Beziehungen einzugehen und sich in Notlagen Hilfe zu suchen (vgl. Brasor 2011) oder auch an gesellschaftlichen Aktivitäten teilzunehmen (vgl. Fukue 2010) diskutiert. Gleichzeitig spiele aber auch eine vormals starke Bindung an die Arbeitsstelle mit langen Arbeitszeiten bei Männern eine Rolle, die dann beim Renteneintritt zur Isolation geführt habe (vgl. ebd.).

5.2 Resümee

Legt man die in der Japan Times veröffentlichten Zahlen zu Grunde, ist das Ausmaß der „unentdeckten“ Sterbefälle in Tokio enorm hoch. Die Hintergründe für das Phänomen in Japan dürften sicherlich andere sein als die in Gelsenkirchen, da sich Deutschland in seiner Geschichte, seinen Traditionen und der Sozialpolitik doch wesentlich von Japan unterscheidet. Gemeinsamkeiten zeigen sich jedoch hinsichtlich der zunehmend alternden Gesellschaft, der steigenden Anzahl von Menschen die alleine Leben und dem Verhältnis der „einsamen“ Tode im Hinblick auf das Geschlecht. Dabei dürfte die Klärung der Frage danach, in wie fern sich die Geschlechtszugehörigkeit auf das Phänomen des „unentdeckten“ Versterbens auswirkt, sicherlich interessant sein.

6 Zusammenfassung der Forschungsergebnisse und Fazit

Im folgenden sollen die wichtigsten Erkenntnisse der Untersuchungen des Lehrforschungsprojekts dargestellt werden.

Ziel des Lehrforschungsprojekts war, herauszufinden wie personale, materielle und sozialräumliche Bedingungen das Leben von unentdeckt verstorbenen Menschen beeinflussen und welche Präventionsmaßnahmen aus Sicht von ExpertInnen denkbar und praktikabel sind.

Ein wichtiger Hintergrund zu unserem Lehrforschungsprojekt ist der, dass wir einige Monate nach Beginn unser komplettes Forschungsvorhaben und unsere Forschungsfrage umwerfen mussten. Zu Beginn war unser Forschungsinteresse von der Frage geleitet, welche Gemeinsamkeiten es in Bezug auf die Soziale Lage zwischen den unentdeckt Verstorbenen gibt. Diese Frage wurde bereits von der vorherigen Forschungsgruppe gestellt, konnte jedoch wegen Schwierigkeiten hinsichtlich des Datenschutzes nicht beantwortet werden. Nachdem sich unser Versuch, über einen Antrag beim Innenministerium eine Genehmigung für die Übermittlung personenbezogener Daten zu bekommen, immer weiter in die Länge zog, haben wir dann unsere Forschungsfrage und die Forschungsrichtung geändert. Somit bestehen die Ergebnisse aus Informationen, die einerseits zur Beantwortung der alten Forschungsfrage dienen und andererseits zur Beantwortung der neuen Forschungsfrage. Der quantitative Teil diente eher dem Versuch der Beantwortung der ersten Forschungsfrage, der qualitative Teil war auf die Beantwortung der neuen Forschungsfrage ausgerichtet. Somit darf es also nicht verwundern, dass einige Daten genannt werden, die erstmal nicht der Beantwortung der Forschungsfrage dienen, allerdings doch wichtige Hinweise zu dem Phänomen des unentdeckten Sterbens liefern.

Im ersten Teil der beschreibenden Statistik wurden die Ergebnisse der Auswertung von Sterbeurkunden der ordnungsamtlich Bestatteten in Gelsenkirchen dargestellt. Es handelt sich um 96 Sterbeurkunden aus dem Zeitraum von März 2011 bis April 2015⁵ und umfasst Personen, deren Sterbedatum zwei Tage oder mehr umfasst. Dieses längere Sterbedatum wird hier Liegezeit genannt, da es Auskunft darüber gibt, wie viel Tage eine Person bereits Tod war, bevor sie aufgefunden wurde. Die Auswertung erfolgte mit Exel. Die Daten wurden hinsichtlich des Sterbealters, der Liegezeit, des Sterbejahres, des Familienstandes und des Stadtteils als letzter Wohnort ausgewertet. Zudem wur-

⁵ Der vorherigen Forschungsgruppe lagen die gleichen Urkunden vom 03.11 bis zum 12.13 vor.

den die Daten nach dem Geschlecht getrennt, um mögliche Genderaspekte festzustellen. Insgesamt gab es 96 unentdeckte Verstorbene, davon 60 Personen mit einer Liegezeit von mindestens sieben Tagen. Im Folgenden werden nur die Ergebnisse der Personen, die eine Liegezeit von mindestens sieben Tagen hatten, aufgeführt. Bezüglich des Geschlechts konnte ein klarer Genderaspekt festgestellt werden, 80% (n=48) der untersuchten Personen sind männlich. Der Median hinsichtlich des Sterbealters liegt insgesamt bei 63 Jahren (Range 29-91). Bei den Männern beträgt der Median 62 Jahre (Range 29-87), bei den Frauen 67,5 Jahre (Range 49-91). Bei der Liegezeit liegt der Median insgesamt bei 15 Tagen (Range 7 -132), bei den Frauen bei 16 Tagen und den Männern bei 15 Tagen. Bezüglich der Verteilung auf die Jahre von 2011 bis 2015 lässt sich keine eindeutige Zunahme von unentdeckten Todesfällen ausmachen. Auch liegen keine vollständigen Daten für 2011 und 2015 vor, so, dass nur die Jahre 2012, 2013 und 2014 verglichen werden konnten. Hinsichtlich des Familienstandes gab es die meisten Häufungen bei den ledigen Personen mit 52% und den geschiedenen Personen mit 40%, der Rest war verwitwet und eine Person verheiratet. Die Auswertung der Stadtteile zeigt, dass es in bestimmten Stadtteilen Häufungen gibt: Bulmke-Hüllen 9 Personen, Buer 8 Personen, Rotthausen 6 Personen. Die Häufungen decken sich nur teilweise mit den Werten der vorherigen Forschungsgruppe. Diese Veränderung zeigt, dass der Datensatz größer sein müsste, um einen Schluss hinsichtlich der Häufungen in bestimmten Stadtteilen ziehen zu können.

Im zweiten Teil der deskriptiven Statistik wurden die uns durch das Ordnungsamt zur Verfügung gestellten Daten präsentiert. Es zeigte sich, dass das Ordnungsamt zu vielen uns interessierenden Bereichen gar keine Informationen hatte. Bei der Personen-Gruppe zu der wir Daten erhalten hatten, handelte es sich um Verstorbene aus Gelsenkirchen, die zwischen Januar 2012 und April 2015 verstorben waren, erst nach sieben oder mehr Tagen nach ihrem Versterben aufgefunden und ordnungsamtlich bestattet wurden. Insgesamt waren das 45 Personen, darunter 11 weibliche und 34 männliche Personen im Alter zwischen 44 und 91 Jahren. 9 dieser Personen waren über 75 Jahre zum Todeszeitpunkt. Insgesamt konnte in drei Fällen ein Suizid nicht ausgeschlossen werden. Hinsichtlich des Lebensunterhaltes lagen nur Daten zu 29 der 45 Personen vor. Davon bezogen 14 Personen Arbeitslosengeld II und 11 Personen waren in Rente. Dies bestärkt unsere Vermutung, dass der Ausschluss aus dem Berufsleben einen wesentlichen Faktor hinsichtlich des unentdeckten Versterbens spielt. Die anderen genannten Daten sind leider nicht sehr aussagekräftig, da dem Ordnungsamt nur eher „zufällig“ vereinzelte Daten vorlagen. Hinsichtlich gesetzlicher Betreuung konnte das

Ordnungsamt Auskunft geben, weil dieser Bereich im Rahmen der Arbeit des Ordnungsamtes auch aktiv abgefragt wird. Insgesamt wurden 5 Personen gesetzlich betreut, davon 2 weibliche und 3 männliche Personen. Diese Auskunft alleine trägt aber nicht wesentlich dazu bei, in wie weit soziale Hilfe durch Institutionen von der Personengruppe in Anspruch genommen wurde. Dazu hätte es detaillierterer Informationen bedurft.

Der quantitative Teil des Lehrforschungsprojektes bestand einmal aus der Führung eines leitfadengestützten Interviews mit einer ehemaligen Lebensgefährtin eines unentdeckt verstorbenen Menschen aus einer ländlichen Region und einem Experteninterview mit zwei Angestellten einer Wohnungsbaugenossenschaft in Gelsenkirchen.

Im Rahmen des ersten Interviews wurde der Frage nach dem Einfluss personaler, sozialer, materieller und sozialräumlicher Bedingungen auf das Leben unentdeckt verstorbener Menschen nachgegangen. Insgesamt konnte hier anhand des Einzelfalles exemplarisch gezeigt werden,

- dass personale Bedingungen wie psychische und körperliche Beeinträchtigungen sich negativ auf die Lebenszufriedenheit, die Aktivität und die Aufrechterhaltung sozialer Kontakte ausgewirkt haben,
- dass sich soziale Bedingungen wie der Verlust von sozialen Kontakten negativ auf die Lebenszufriedenheit auswirkten und zur Verstärkung psychischer Beeinträchtigungen (vermehrter Alkoholkonsum) führten und
- dass die Bedingungen im Sozialraum wie unzureichende Unterstützungsangebote, unkontinuierliche Nachbarschaftsverhältnisse, unzureichende soziale Netzwerke und einseitige gemeinschaftsfördernde Beteiligungsmöglichkeiten hinderlich für die soziale Eingebundenheit im Wohnort waren und zu einem Gefühl von Isolation führten.

In einem Vergleich der Ergebnisse des Interviews mit den Ergebnissen aus der Masterthesis von S. Loke (2015) konnten Gemeinsamkeiten dahingehend festgestellt werden, dass in allen drei betrachteten Einzelfällen Hinweise auf mangelnde personale, soziale und sozialräumliche Ressourcen zu finden waren.

Durch ein Experteninterview mit einer Wohnungsbaugesellschaft aus Gelsenkirchen konnten erste Einsichten in Hinblick auf die Sicht auf das Phänomen und auf die Möglichkeiten und Grenzen von Präventionsmaßnahmen durch eine Wohnungsbaugenossenschaften gewonnen werden. Die Wohnungsbaugenossenschaft gibt an, dass sie für

ihre MieterInnen eine Sozialarbeiterin angestellt habe, wodurch besser auf erste Anzeichen von „Vernachlässigung“ reagiert und entsprechende Maßnahmen eingeleitet werden könnten. Dies betrachten die Interviewpartner auch als eine Prävention für unentdecktes Versterben. Ein wichtiger Punkt für die Wohnungsbaugenossenschaft ist die Förderung sozialer Netzwerke innerhalb der Mietshäuser. Dies solle durch eine gezielte Auswahl der Mieter hinsichtlich ihrer Verträglichkeit untereinander und durch gelegentliche Mieterfeste erreicht werden. Auch würde die Wohnungsbaugenossenschaft ihre MieterInnen bezüglich der Problematik von unentdecktem Versterben sensibilisieren. Die Befragten sind der Ansicht, dass aufgrund der, ihrer Meinung nach, geringen Anzahl von unentdecktem Versterben weitere Maßnahmen nicht nötig seien. Zudem müsse auch die Privatsphäre der Menschen geachtet und es müsse respektiert werden, wenn jemand bewusst abgeschieden von anderen Menschen wohnen möchte.

Insgesamt gibt das Interview mit der Wohnungsbaugenossenschaft nur einen kleinen Einblick hinsichtlich der Frage, welche Präventionsmaßnahmen aus Sicht von Experten denkbar und praktikabel sind. Es zeigt sich, dass sich die Wohnungsbaugenossenschaft bis zu einem Grad auch in der Verantwortung sieht, Fälle von unentdecktem Versterben zu verhindern. Dies auch schon allein aus Eigennutz. Im Rahmen des Lehrforschungsprojekts war es uns nicht mehr möglich weitere Experteninterviews zur Beantwortung dieser Frage zu führen, wodurch wir keine weiteren Einsichten hinsichtlich der Meinung von Experten bezüglich Präventionsmaßnahmen liefern können.

Im fünften Teil dieser Arbeit haben wir mittels Informationen aus Printmedien bzw. Onlinezeitschriften die Situation in Japan bezüglich des „Kodokushi“ betrachtet. Hierbei trat besonders die Ähnlichkeit hinsichtlich der Geschlechterverteilung bei den unentdeckten Sterbefällen hervor.

Insgesamt sehen wir das Ziel des Forschungsvorhabens nur teilweise erreicht, da sich die Beantwortung der jeweiligen Teilfragen lediglich aus einzelnen Interviews speist. Für eine erschöpfender Beantwortung wären insgesamt mehr Interviews nötig gewesen. Somit könnte ein zukünftiges Forschungsinteresse bei der Befragung von weiteren Experten (weitere Wohnungsbaugenossenschaften, Bezirksbürgermeister aus Gelsenkirchen) liegen, aber auch bei der Untersuchung weiterer Einzelfälle. Auffällig bei der deskriptiven Untersuchung war der Genderaspekt. Auch hier könnte ein künftiges Forschungsinteresse liegen.

Letztendlich bleiben viele Fragen hinsichtlich des Phänomens des unentdeckten Versterbens noch offen. Grundsätzlich wäre es sinnvoll, Daten über das Ausmaß des unentdeckten Versterbens zu ermitteln, allerdings scheint dies, unserer Einschätzung

nach, aufgrund nicht geführter Statistiken und datenschutzrechtlicher Bestimmungen schwierig zu werden. In Tokio wird eine Statistik vom gerichtsmedizinischen Instituts geführt, allerdings dürften hierzulande dort, wenn überhaupt, nur jene Personen erfasst werden, die auch obduziert wurden. Dies ist allerdings nur dann der Fall, wenn ein natürlicher Tod nicht sicher festgestellt werden konnte. Eine andere Möglichkeit läge darin, beim Standesamt die Einsicht in die Sterbeurkunden zu erfragen, dies dürfte jedoch aufgrund der Datenschutzbestimmungen hinsichtlich der Angehörigen schwierig sein.

Hinweise über das Phänomen des unentdeckten Versterbens gibt es durch die bisherigen Facharbeiten in verschiedenen Richtungen. So zeigte die Untersuchung der vorherigen Lehrforschungsgruppe, dass ledige Männer Ende 50 und verwitwete Frauen Ende 60 eine Problemgruppe sein könnten. Zugenommen zu unserer Befragung des Ordnungsamtes käme der Faktor des Ausschlusses aus dem Berufsleben. Die neue Auswertung der Sterbeurkunden bestätigt, dass Männer deutlich gefährdeter als Frauen sein könnten, einen unentdeckten Tod zu sterben. Nimmt man den Familienstand hinzu, wird auch deutlich, dass es sich um alleinstehende Menschen handelt. Weitere Hinweise finden sich dann hinsichtlich exklusionsförderlicher Bedingungen im Sozialraum und bezüglich mangelnder sozialer und persönlicher Ressourcen, wobei beides sich in Kombination noch verstärken dürfte. Insgesamt bleibt es jedoch nur bei Hinweisen, da die untersuchten Fälle zu gering sind. Für gezielte Präventionsmaßnahmen ist bisher noch wenig über die Personengruppe der unentdeckt verstorbenen Menschen bekannt, so ist eine präzisere Untersuchung des Phänomens notwendig. Hierbei wäre neben einer genaueren Erfassung der „Problemgruppe“ und ihrer Lebensumstände, auch die Erfassung des Ausmaßes und die Beantwortung der Frage, ob es sich um ein sich verringerndes, gleichbleibendes oder ein ansteigendes Phänomen handelt, relevant. Insgesamt scheint der Sozialraum aber ein wichtiger Ansatzpunkt für Interventionsmaßnahmen zu sein. Inklusionsförderliche Bedingungen zu schaffen bzw. exklusionsförderliche Bedingungen abzubauen würde hier sicher nicht nur die Wahrscheinlichkeit von unentdecktem Versterben verringern, sondern insgesamt zum Wohlbefinden aller im Sozialraum lebenden Menschen beitragen.

Literaturverzeichnis

- Brasor, P. (2011): Japan's tribe of lonely people continues to grow, in: The Japan Times, 16.01.2011. Online unter: <http://www.japantimes.co.jp/news/2011/01/16/national/media-national/japans-tribe-of-lonely-people-continues-to-grow/> (Stand 10.08.15).
- Bremner, M. (2015): The Lonely End. In aging Japan, thousands die alone and unnoticed every year. Toru Koremura is there to clean up what they leave behind, in: Slate, 26.06.2015. Online unter: http://www.slate.com/articles/news_and_politics/roads/2015/06/kodokushi_in_aging_japan_thousands_die_alone_and_unnoticed_every_year_their.html (Stand: 14.08.15)
- Geser, L.; Henke, N.; Loke, S. (2014): Lehrforschungsbericht. Unentdeckte Tode. Unveröffentlichte Lehrforschungsbericht .Bochum
- Grunwald, K.; Thiersch, H. (2008): Das Konzept Lebensweltorientierte Soziale Arbeit – einleitende Bemerkungen. In: Grunwald, K.; Thiersch, H.(Hrsg.): Praxis lebensweltorientierter sozialer Arbeit. Handlungszugänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern. 2. Aufl. Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Fukue, N (2010): Elderly living alone increasingly dying the same way. Sign of an aging, isolated society: lack of family, government support, in: The Japan Times. 21.07.2010. Online unter: <http://search.japantimes.co.jp/news/2010/07/21/news/elderly-living-alone-increasingly-dying-the-same-way/> (Stand: 24.08.15).
- Hall, J. (2015): The saddest job in the world: Japan's Lonely Death squads who specialise in emptying the homes of elderly people who die alone and go unnoticed by their families for weeks or months, in: Mailonline. 01.04.2015. Online unter: <http://www.dailymail.co.uk/news/article-3021223/The-saddest-job-world-Japan-s-Lonely-Death-squads-specialise-emptying-homes-elderly-people-die-unnoticed-families-weeks-months.html> (Stand 10.08.15).
- Knittel, S. (2015): Kodokushi: Der einsame Tod in Japan, in: derstandard.at, 08.06.2015. Online unter: <http://derstandard.at/2000017088093/Kodokushi-Der-einsame-Tod-in-Japan> (Stand 10.08.2015).
- Kronauer, M. (2010): Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hochentwickelten Kapitalismus. 2. Auflage. Campus-Verlag. Frankfurt am Main

- Loke, S. (2015): Einsam verstorben. Eine theoretisch-empirische Untersuchung von Inklusions- und Exklusionsprozessen in Sozialräumen. Unveröffentlichte Master-Thesis. Bochum.
- Meuser, M. ; Nagel, U.(1991): ExpertInneninterviews - vielfach erprobt, wenig beachtet : ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion. In: Garz, Detlef (Ed.) ; Kraimer, Klaus(Ed.): Qualitativ-empirische Sozialforschung : Konzepte, Methoden, Analysen. Opladen : Westdt. Verlag.
- Nobel, J. (2010): Japan's 'Lonely Deaths': A Business Opportunity, in: Time, 06.04.2010. Online unter:
<http://content.time.com/time/world/article/0,8599,1976952,00.html> (Stand 10.08.15).
- Thiersch, Hans (2014): Lebensweltorientierte soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel. 9. Aufl. Weinheim, Basel: Beltz Juventa (Edition Soziale Arbeit).

Anhang 1: Befragung des Ordnungsamtes

Schriftliche Befragung zu den ordnungsamtlich bestatteten „unentdeckt“ Verstorbenen in Gelsenkirchen

Betrifft Personen die seit dem 01/2012 bis heute in Gelsenkirchen ordnungsamtlich bestattet wurden und eine Liegezeit von 7 oder mehr Tagen aufweisen (d.h., Personen bei denen der Todeszeitpunkt laut Sterbeurkunde 7 oder mehr Tage umfasst).

Bitte lesen Sie sich jeweils die einzelnen Kategorien vor dem Ausfüllen komplett durch und beantworten Sie im Anschluss die Fragen so genau es Ihnen möglich ist. Falls etwas wichtiges vergessen wurde, können Sie auf der letzten Seite noch Anmerkungen machen.

Senden Sie den Fragebogen nach Beantwortung der Fragen bitte an folgende Anschrift:

Judith Lemm



Vielen Dank für Ihre Unterstützung.

Menge der Personen, die seit dem 01/2012 bis einschließlich 04/2015 in Gelsenkirchen ordnungsamtlich bestattet wurden und eine Liegezeit von 7 oder mehr Tagen aufweisen _____.

1) Todesumstände

Bitte nennen Sie, wie viele Personen unter folgenden Umständen zu Tode kamen.

1. Darf nicht genannt werden .
2. Es liegen keine Daten zu den Todesumständen vor .
3. Es liegen Daten zu der Todesursache von _____ Personen vor.
 - a) Durch die Folgen einer akuten Erkrankung
insgesamt _____,
davon Frauen _____, Männer _____, über 60 Jahre alt _____,
 - b) Durch die Folgen einer bereits länger bestehenden Erkrankung
insgesamt _____,
davon Frauen _____, Männer _____, über 60 Jahre alt _____,
 - c) Durch altersbedingtes Versterben
insgesamt _____,
davon Frauen _____, Männer _____, über 60 Jahre alt _____,

1.b) Todesumstände Zusatz

Kann in allen Fällen ein Suizid ausgeschlossen werden?

1. Darf nicht genannt werden
2. Es liegen keine Daten aus denen das hervorgeht vor
3. Ja
4. Nein , bei _____ Personen kann ein Suizid nicht ausgeschlossen werden

2) Lebensunterhalt/ Berufliche Situation

Geben Sie bitte an, wie viele Personen ihren Lebensunterhalt vor ihrem Versterben auf folgende Weise bestritten haben.

1. Darf nicht genannt werden .
2. Es liegen überhaupt keine Daten zum Lebensunterhalt vor .
3. Es liegen Daten zum Lebensunterhalt von _____ Personen vor. Davon erhielten...
 - a) ALG II
insgesamt _____
davon Frauen _____, Männer _____, über 60 Jahre alt _____
 - b) Sozialhilfe
insgesamt _____
davon Frauen _____, Männer _____, über 60 Jahre alt _____
 - c) ALG I
insgesamt _____
davon Frauen _____, Männer _____, über 60 Jahre alt _____
 - d) Rente
insgesamt _____
davon Frauen _____, Männer _____, über 60 Jahre alt _____
 - e) Einkünfte aus sozialversicherungspflichtiger Beschäftigung
insgesamt _____
davon Frauen _____, Männer _____, über 60 Jahre alt _____
 - f) Sonstiges, und zwar _____
insgesamt _____
davon Frauen _____, Männer _____, über 60 Jahre alt _____

3.a) Schulbildung

Wie viele Personen hatten folgenden höchsten Bildungsabschluss ?

1. Darf nicht genannt werden .
2. Es liegen überhaupt keine Daten zum höchsten Schulabschluss vor .
3. Es liegen Daten zum höchsten Schulabschluss von _____ Personen vor. Davon hatten...
 - a) keinen Schulabschluss

insgesamt _____
davon Frauen _____, Männer _____, über 60 Jahre alt _____

b) Einen Hauptschulabschluss

insgesamt _____
davon Frauen _____, Männer _____, über 60 Jahre alt _____

c) Einen Realschulabschluss

insgesamt _____
davon Frauen _____, Männer _____, über 60 Jahre alt _____

d) Abitur oder Fachabitur

insgesamt _____
davon Frauen _____, Männer _____, über 60 Jahre alt _____

3. b) Berufsausbildung

Wie viele Personen hatten einen der folgenden Berufsabschlüsse?

4. Darf nicht genannt werden .

5. Es liegen überhaupt keine Daten zum höchsten Schulabschluss vor .

6. Es liegen Daten zum höchsten Schulabschluss von _____ Personen vor. Davon hatten...

a) keinen Berufsabschluss

insgesamt _____
davon Frauen _____, Männer _____, über 60 Jahre alt _____

b) eine abgeschlossene Berufsausbildung

insgesamt _____,
davon Frauen _____, Männer _____, über 60 Jahre alt _____

c) ein abgeschlossenes Studium

insgesamt _____
davon Frauen _____, Männer _____, über 60 Jahre alt _____

d) sonstiges, und zwar _____

insgesamt _____
davon Frauen _____, Männer _____, über 60 Jahre alt _____

4) Mobilität

Bitte nennen Sie, wie viele Personen aufgrund von Behinderungen (Gehbehinderungen, Behinderungen der Sinnesorgane oder starke Einschränkungen in der Artikulationsfähigkeit) oder Erkrankungen (akute oder chronische Erkrankungen) vor ihrem Versterben vermutlich in ihrer Mobilität eingeschränkt waren.

1. Darf nicht genannt werden .
2. Diese Frage lässt sich auf Basis unserer Daten nicht beantworten
 - a) Eine stark eingeschränkte Mobilität hatten vermutlich insgesamt _____ Personen. Davon Frauen _____, Männer _____, über 60 Jahre alt _____.
 - b) Eine mittelmäßig eingeschränkte Mobilität hatten vermutlich insgesamt _____ Personen. Davon Frauen _____, Männer _____, über 60 Jahre alt _____.
 - c) Keine eingeschränkte Mobilität hatten vermutlich insgesamt _____ Personen. Davon Frauen _____, Männer _____, über 60 Jahre alt _____ Pflegestufe

5) Psychische Erkrankungen

Wie viele Personen hatten eine psychische Erkrankung oder eine eindeutige psychische Beeinträchtigung?

1. Darf nicht genannt werden
2. Zu psychischen Erkrankungen oder Beeinträchtigungen liegen keine Daten vor
3. Über psychische Erkrankungen oder Beeinträchtigungen liegen uns Daten von _____ Personen vor.
 - a) Eine psychische Erkrankung oder Anzeichen die auf eine psychische Erkrankung oder eine eindeutige psychische Beeinträchtigung schließen lassen (Suchterkrankung, Persönlichkeitsstörung oder Verhaltensstörung, Affektive Störung, Schizophrenie), hatten insgesamt _____ davon Frauen _____, Männer _____, über 60 Jahre alt _____.
 - b) Keine Anzeichen die auf eine psychische Erkrankung oder eine eindeutige psychische Beeinträchtigung schließen lassen, hatten

insgesamt _____
davon Frauen _____, Männer _____, über 60 Jahre alt _____.

6.a) Soziale Dienste, Beratung, Begleitung, Betreuung.

Bitte geben Sie an, wie viele Personen Beratung, Begleitung oder Betreuung erhielten

1. Darf nicht genannt werden
2. Über Beratung, Begleitung oder Betreuung liegen uns insgesamt keine Informationen vor
3. Über Beratung, Begleitung oder Betreuung liegen uns Daten von _____ Personen vor. Davon erhielten...
 - a) Unterstützung durch eine gesetzliche Betreuung
Über gesetzliche Betreuung liegen keine Informationen vor
Für _____ Personen liegen uns Daten über eine gesetzlichen Betreuung vor
davon Frauen _____, Männer _____, über 60 Jahre alt _____
 - b) Unterstützung durch betreutes Wohnen
Über betreutes Wohnen liegen keine Informationen vor
Für insgesamt _____ Personen liegen uns Informationen zur gesetzlichen Betreuung vor
davon Frauen _____, Männer _____, über 60 Jahre alt _____
 - c) Psychosoziale Beratung/ Begleitung
Über psychosoziale Beratung/ Begleitung liegen keine Informationen vor
Für insgesamt _____ Personen liegen uns Informationen über psychosoziale Beratung/ Begleitung vor
davon Frauen _____, Männer _____, über 60 Jahre alt _____
 - d) andere ambulante soziale Dienste
und zwar _____
insgesamt _____
davon Frauen _____, Männer _____, über 60 Jahre alt _____.
 - e) Sonstige Unterstützungen, sozialen Dienste
und zwar _____
insgesamt _____
davon Frauen _____, Männer _____, über 60 Jahre alt _____.

6.b) Psychologische und medizinische Behandlung

Bitte geben Sie an, wie viele Personen in Behandlung waren.

1. Darf nicht genannt werden
2. Dies ist uns insgesamt unbekannt
3. Über den Bereich liegen uns Daten von _____ Personen vor. Davon waren in...
 - a) psychologischer oder psychiatrischer Behandlung insgesamt _____
davon Frauen _____, Männer _____, über 60 Jahre alt _____
 - b) medizinischer Behandlung (ausgenommen psychiatrische Behandlung) insgesamt _____
davon Frauen _____, Männer _____, über 60 Jahre alt _____
 - c) medizinischer und psychologischer/ psychiatrischer Behandlung insgesamt _____
davon Frauen _____, Männer _____, über 60 Jahre alt _____

Anmerkungen und Ergänzungen

Vielen Dank für die Beantwortung der Fragen!

Anhang 2: Leifaden vom Interview mit Frau W.

Eingebundenheit in die Gemeinde der befragten Person

1. Wie würden Sie die Gemeinschaft H. zu der Zeit als Sie dort lebten beschreiben und wie war Ihr Kontakt zu den Menschen in H.?

Sozialraum

2. Wie würden Sie die soziale Infrastruktur in H. bewerten?
 - Versorgung des alltäglich Bedarfs
 - Ärztliche Versorgung
 - Verkehrsanbindung
 - Freizeitmöglichkeiten
 - Angebote von der Gemeinde
 - Soziale Unterstützungsangebote

Eingebundenheit in die Gemeinde der verstorbenen Person

3. Jetzt möchte ich gerne ein paar Fragen zu Martin stellen. Ich würde gerne erfahren, wie Martin Ihrer Meinung nach das Leben in H. empfunden hat?
4. Wie sehr war Martin in die Dorfgemeinschaft eingeschlossen?
5. Hatte Martin außerhalb von H. Kontakte? Was für eine Art waren die Kontakte und wie intensiv waren sie?

Persönlichkeit und Lebensweise der Verstorbenen Person

6. Wie würden Sie Martin von seiner Persönlichkeit beschreiben?
7. Wie sah der typische Tagesablauf bei Martin aus?

Entwicklung nach der Trennung

8. Wie hat sich Martins Leben verändert bzw. entwickelt nachdem Sie weggezogen sind?

Reaktionen nach dem Versterben

9. Wie haben die Nachbarn, die Kenntnis von dem „unentdeckten“ Versterben genommen haben, darauf reagiert?
10. Gab es noch lebende Verwandte und wie haben diese auf das „einsame“ Versterben reagiert?
11. Wie gestaltete sich die Beerdigung? Und welche Personen waren anwesend?

Erklärungen zu den Ursachen des einsamen Versterbens

12. Welche Umstände führten Ihrer Meinung nach zu dem „einsamen“ Versterben?

Anhang 3: Transkription

Leitfadeninterview mit einer ehemaligen Lebensgefährtin eines „unentdeckt“ Verstorbenen aus einer ländlichen Region für das Lehrforschungsprojekt „unentdeckte Tode“

Befragte: Frau W., 63 Jahre alt, deutsche Nationalität
Termin: 01.05.2015, in der Wohnung der Befragten
Dauer: 38 Minuten
Interviewerin: Judith Lemm

Kontextprotokoll

Von Frau W. erfuhr ich durch meine Schwiegermutter, die Frau W. schon länger kannte. Der erste Kontakt zu Frau W. erfolgte telefonisch. Ich erzählte Frau W. von dem Lehrforschungsprojekt und bat sie um ein Interview. Während dieses Telefonats erzählte Frau W. mir bereits einige Hintergründe, die ich mir notierte um einzuschätzen, ob Frau W. eine geeignete Interviewpartnerin sein könnte. Nachdem Frau W. sich für ein Interview einverstanden erklärte, vereinbarte ich mit ihr einen Termin und den Ort des Interviews. Am Tag des Interviews fuhr ich zu der Wohnung von Frau W., die mich herzlich begrüßte. Vor Beginn des Interviews bot Frau W. mir an sie zu Duzen, da ihr eine weniger förmliche Anrede lieber sei. Vor der Aufzeichnung des Interviews erklärte ich Frau W. nochmal kurz den Hintergrund des Interviews und sprach die Frage der Anonymisierung der Daten an. Mit der Tonbandaufnahme erklärte sich Frau W. einverstanden. Mit der Veröffentlichung der anonymisierten Transkription des Interviewtextes im Rahmen des Lehrforschungsprojektes war Frau W. ebenfalls einverstanden. Die in der Interviewtranskription und in den Hintergrundinformationen genannten Personen- und Straßennamen wurden deshalb ausgetauscht. Nachdem das Tonbandgerät abgeschaltet war, stellte ich noch einige Fragen zu den Soziodemographischen Daten des „unentdeckt Verstorbenen“, der im weiteren Martin genannt wird. Bei der Beantwortung dieser Daten erfuhr ich einige wichtige Hintergrundinformationen⁶, die leider nicht Teil des direkten Interviews und der Tonbandaufnahme waren.

⁶ Die Hintergrundinformationen sind in dem Lehrforschungsbericht zu finden

Beginn der Transkription

1 *I: Ja, meine erste Frage ist, wenn du dich an die Zeit als du in H. gelebt hast zurück-*
2 *erinnerst, wie würdest du die Gemeinschaft, die Menschen da beschreiben und wie*
3 *war dein Kontakt zu ihnen?*

4 **B:** Ja erstmal würde ich sagen, dass recht viele alte Menschen da lebten. Jüngere Leu-
5 te gab es weniger. Die wanderten halt wegen der schlechten Arbeitsmöglichkeiten im-
6 mer mehr ab, ne. Aber die Leute waren insgesamt freundlich. Wir hatten nie diese lan-
7 gen intensiven Gespräche, aber immer so Smalltalk, ne. Also ich hab viel mit Leuten
8 mal geredet, so, aber die waren freundlich, durchaus freundlich, haben begrüßt und ja.
9 War in so fern ganz offen, also recht offen von der Freundlichkeit her. Ja und sonst, es
10 gab verschiedene Vereine, also so vereinsmäßig lief da sicherlich einiges, aber wir wa-
11 ren in den Vereinen nicht integriert ne, das waren auch dann mehr die Leute die jünger
12 waren als wir. Also von den Kontakten her reichte mir persönlich das. Eben auch so
13 beim Einkaufen, dass man halt immer mal mit den Leuten geredet hat, in den Geschäf-
14 ten und auf der Straße oder ja. Also mir hat das Leben in H. sehr gut gefallen. Nachteil
15 war sicher die Anonymität, es gab halt wenig Menschen, die sich so auf der Straße auf-
16 hielten. Man kam dann schon mal im Geschäft oder auch beim Spaziergang mit ande-
17 ren ins Gespräch, aber die Leute waren auch viel für sich. Als Zugezogener war es in
18 so einem ja eigentlich sauerländischen Dorf ganz schwer intensivere Kontakte zu be-
19 kommen. Das ist äh, das ist so eine eingefleischte Gemeinde, Gemeinschaft, das ist
20 halt sehr schwer da wirklich intensive Kontakte zu kriegen, wenn man die denn möch-
21 te.

22 *I: Ist es dir denn leicht gefallen zu den Leuten Anschluss zu finden? Du hattest gerade*
23 *gesagt, die Sauerländer waren eher so eine eingefleischte Gemeinde, eher so ein*
24 *bisschen für sich. Wirkte sich das, oder wie wirkte sich das denn auf den Kontakt aus?*

25 **B:** Also der Kontakt war eher oberflächlich, oberflächlich freundlich, durchaus interes-
26 siert, nur nicht tiefgehend, was auch an der Struktur der Leute auch lag, das waren
27 einfache Leute. Die meisten waren ganz einfache Leute und ja die auch nur über ein
28 gewisses Vokabular verfügten, ne. Mit denen hätte man kein tiefergehendes Gespräch
29 führen können. Das war einfach, aber das war freundlich.

30 *I: Gab es auch gegenseitige Unterstützung und Hilfe?*

31 **B:** {atmet tief Luft ein und prustet sie wieder aus}. Nee, also das habe ich eigentlich
32 nicht so-, nicht so wirklich erfahren. Nein, mh-mh {Verneinung}. Ich glaube, dazu hätte
33 man mehr integriert sein müssen. Jetzt wirkten wir auch gar nicht so hilfebedürftig oder,
34 ich weiß nicht wie das gewesen wäre, aber nee, würde ich nicht sagen, dass da, nee,
35 Hilfen nicht mh-mh {Verneinung}

36 *I: Ok. Wie würdest du denn die Bedingungen in H. in Bezug auf die soziale Infrastruk-*
37 *tur einschätzen?*

38 **B:** Ja jetzt war H. ja ein Ferienort, wodurch sicherlich auch die Struktur ein bisschen
39 anders war als man die in anderen Dörfern hat. Und zwar gab es da eins, zwei, drei
40 Hotels, was ja eigentlich für ein Dorf viel ist, drei Restaurants, dann noch separat ein
41 Café, Geschäfte, also diverse Geschäfte die man eben in Dörfern-, die in den meisten
42 Dörfern schon verschwunden sind, ne, eben wie Lebensmittelgeschäft und ja Metzger,
43 Drogeriemarkt, Bäcker, Schuhgeschäft, Friseur, es gab einen Arzt. Du brauchtest im
44 Grunde nicht aus dem Dorf raus, du musstest nicht raus, ne. Busverbindung war auch
45 vorhanden, war nicht so gut, aber die war vorhanden, ne, also es gab eigen-, es gab
46 alles, gab da alles, ne

47 **I:** *Fachärzte?*

48 **B:** Nee Fachärzte nicht, aber die waren eben in den Nachbarorten, da gab es die
49 Fachärzte, ne. Gab halt nur einen Dorfarzt, aber der kannte halt die Leute und ja

50 **I:** *Wie sah es denn mit Freizeiteinrichtungen aus? Welche gab es und welche habt ihr
51 oder Martin genutzt?*

52 **B:** Freizeiteinrichtungen gab es mehrere, es gab ein Freibad. Da sind wir auch mehr-
53 mals hingegangen. Das war schon ganz gut, ne. Ja sonst gab es da auch einen Fuß-
54 ballplatz und zwei Spielplätze gab es auch. Das war dann halt natürlich mehr was für
55 Kinder, ne. Ach, es gab auch noch ein Jagdmuseum. Da waren wir auch mal.

56 **I:** *Welche Angebote gab es von der Gemeinde oder der Kirche? Und habt ihr, oder ei-
57 ner von euch die genutzt?*

58 **B:** Ja, es gab einen Kirchenchor und es gab noch die katholische Frauengruppe von
59 der Kirche. Das haben wir aber nicht genutzt

60 **I:** *Wie sah es mit sozialen Unterstützungsangeboten aus? Gab es da welche und habt
61 ihr oder Martin diese genutzt?*

62 **B:** In H. selbst direkt nicht. Es gab da was in Warstein, den Sozialdienst Katholischer
63 Frauen gab es da. Den hat der Martin auch genutzt, weil der, also bevor wir zusam-
64 mengezogen sind, hatte der von da eine gesetzliche Betreuung. Die endete aber kurz
65 nachdem ich mit dem zusammengezogen war, und Martin war dann einige Zeit später
66 selbst als ehrenamtlicher Betreuer beim Sozialdienst Katholischer Frauen tätig. Die ha-
67 ben Martin aber später rausgeschmissen, weil der seinen Verpflichtungen nicht mehr
68 nachgekommen war.

69 **I:** *Ok. Jetzt würde ich gerne, ein paar Fragen zu Martin stellen.*

70 **B:** Ja

71 **I:** *Und zwar, ja wie, was du glaubst wie Martin das Leben in H. empfunden hat, wie er
72 da zurechtgekommen ist?*

73 **B:** Was dem fehlte waren soziale Kontakte, intellektuelle Kontakte. Ja vor allen Din-
74 gen also Kontakte auf einer anderen Ebene, ja das intellektuelle Niveau, Leute die
75 ähnliche Interessen hatten, die auch an Kultur und Literatur interessiert sind. In H. fand
76 er diese Leute nicht. Also der fühlte sich da schon oft einsam, zwar mit mir zusammen,
77 aber einsam. Der fühlte sich in H. einsam. Der brauchte mehr Menschen um sich rum.
78 Der liebte zwar die Ruhe einerseits, aber dem fehlte auch dieses quirlige, wie das zum
79 Beispiel eben in Marburg ist, ne, das fehlte dem. Das bot H. ihm einfach nicht. Der fühl-
80 te sich halt schon isoliert, einsam ein ganzes Stück, weil unverstanden, zwar mit den
81 netten Gesprächen und so, aber der wollte eigentlich immer auch ganz gerne aus H.
82 weg. Der ist eher meinetwegen in H. geblieben und weil das halt auch schwierig war
83 anderswo eine angemessene oder preislich angemessene Wohnung zu finden. Also er
84 wäre lieber in so einen Randort von Marburg gezogen, statt in H., weil ihm einfach ja,
85 Schützenverein und uääh {schmunzelnd}. Er hatte schon Probleme mit den Schützen-
86 brüdern ne. Wenn die dann da durch die Straßen liefen und übten ne, mit ihrer Dicke-
87 Backen-Musik das hat der gehasst {schmunzelnd} wie die Pest, ne und da war H. über-
88 haupt nix für ihn, gar nix für ihn. Also der hat H. nicht so gemocht wie ich. Der fühlte
89 sich in H. nicht wirklich zuhause.

90 **I:** *Hatte Martin innerhalb von H. engere Kontakte, gab es da welche?*

- 91 **B:** Mh-mh {verneinend}, nur am Anfang halt zu einem, aber das ist dann irgendwann
92 abgebrochen durch Martins Erkrankung. Nee, der hatte keine engeren Kontakte, gar
93 nicht
- 94 *I: Und außerhalb von H., wie sah es da mit Kontakten aus?*
- 95 **B:** Ja außerhalb von H. gab es Kontakte. Also in Hessen hatte der Kontakte, der hatte
96 noch Kontakte zu seinem alten Wirkungsbereich, also Medebach, ne und ja außerhalb.
- 97 *I: Waren die denn bis zum Schluss noch äh intensiv, oder wie hat sich das entwickelt?*
- 98 **B:** Bis zum Schluss, das wurde immer weniger. Der hatte einen, zu dem hatte der Kon-
99 takt. Das war ein ehemaliger Schüler von ihm, da war aber vom geistigen Niveau ein
100 Gefälle, das war ein Unterschied wie Tag und Nacht. Das war ein wenn ich das sagen
101 darf, ein Dööfken, der junge Mann, aber der hielt so irgendwie, der war Stolz darauf
102 das Martin sich mit ihm abgab ne, und äh. Ja die anderen Kontakte hatte Martin ein-
103 fach verloren, immer mehr, ne, weil er ja nicht mehr aus H. rauskam ne, weil der sich
104 nicht mehr traute Auto zu fahren, ne, und ja dadurch konnte der die Kontakte nicht
105 mehr pflegen und die Leute kamen nicht zum Martin. Also ganz ganz ganz selten kam
106 mal jemand zu uns. Also meistens war das so, dass wir zu den Leuten fuhren. Aber
107 nicht umgekehrt.
- 108 *I: Warum, also woran lag das?*
- 109 **B:** Pfff, ja woran lag das, das kann ich gar nicht so genau sagen. Vom Sonnenhof, die
110 hatten natürlich viel Arbeit immer, die Frau die war ja berufstätig ne, mit dem Sonnen-
111 hof und mit dem Cafe, ne, und äh . Ja und dadurch das er eben, dass sie eben berufs-
112 tätig war, war das für sie äh-äh schwieriger sich da frei zu machen, ne, als für den Mar-
113 tin, der Martin war ja da schon pensioniert und hatte eigentlich die Zeit da auch hin zu
114 fahren, ne, zu den Leuten und die Knopfs, die Freunde in Winterberg, die hatten auch
115 mit ihrer selbständigen Tätigkeit, mit dem Transportunternehmen, sehr sehr viel zu tun,
116 ne. Obwohl die sind auch ein paar Mal gekommen, ne, aber halt nicht so oft, ne. Und
117 dann hatte der ähm zu einem Kalligraphen noch Kontakt, der kam aber auch nur spo-
118 radisch, ja. Nee, es lag schon ziemlich am Martin selbst die Kontakte zu halten. Es war
119 wenig so-, die wären vielleicht öfter gekommen, aber es war nicht so einfach, Martin
120 war auch nicht so einfach.
- 121 *I: Wie würdest du Martin denn beschreiben?*
- 122 **B:** {überlegt ca. 8 Sec.} Ja, sollte man sagen launenhaft, das wäre jetzt zu oberfläch-
123 lich gesagt. Also der-, ja man wusste nie so richtig womit man bei dem dran war, ne,
124 und das betraf auch seine Kontakte. Also man-, jetzt war der total freundlich und lud
125 dich ein und war überschwänglich und machte Komplimente und konnte dann eine
126 Stunde später anrufen um dir zu sagen, dass der dich wieder auslädt, ne und du
127 brauchtest ihn nicht zu besuchen und könntest das alles vergessen was der gesagt hat
128 und ja, dann stimmte das alles schon nicht mehr, also das wechselte eben so stark, ne,
129 und der hat dadurch ganz viele Kontakte verloren, also das war das, was seine
130 Freundschaften, seine Kontakte alle nicht ausgehalten haben. Alles, alles, alles bei ihm
131 an diesem Zyklotyphen, wenn du dir das, an dem Zyklotyphen ist das halt alles ge-
132 scheitert, ne, mal so eben nicht zu wissen, wenn du auf dem Weg zum Martin bist, um
133 den zu besuchen, bist du überhaupt noch willkommen, wenn du kommst, ja schwierig,
134 war in so fern ein schwieriger Mensch, ja.
- 135 *I: Wie würdest du beim Martin so einen typischen Tagesablauf beschreiben, wie sah so
136 ein Tagesablauf bei Martin aus?*

137 **B:** Ja der stand in der Regel so gegen acht halb neun auf, der hat dann gefrühstückt
138 also tja und dann nahm der sich ein Buch {lacht} und hat gelesen, ne. Und manchmal
139 hat der gelesen und was geschrieben. Wenn der mal wieder an irgendeinem Manu-
140 skript gearbeitet hat - die unvollendeten - dann saß der an seinem Schreibtisch mit ei-
141 nem Büchlein und seiner Pfeife, Stift, {lacht} Brille an ja, und so verbrachte der eigent-
142 lich den Tag ne. Zwischendurch sind wir dann einkaufen gegangen und einkaufen ge-
143 fahren. Gefahren sind wir meistens nach W. einkaufen oder nach Meschede. Zwei Mal
144 die Woche sind wir nach Meschede gefahren, weil der Markt immer-, also ich fand den
145 Markt ganz nett und haben wir dann eingekauft. In verschiedensten Läden waren wir
146 dann da. Dann gab es da ja auch noch Karstadt und, ne. Dann haben wir uns selber
147 mit einem Mittagstisch verwöhnt, so mit Baguette und äh Käse, Oliven und Knoblauch
148 {lacht} und allem Möglichen so. Was zu essen gemacht, so, ja einfach wie das so kam,
149 ne und zum Abend hin haben wir-, hat der Fernsehen geguckt, aber nie ohne Buch in
150 der Hand. Also Martin ohne Buch war selten {unv.}, aber ansonsten. Ja zwischendurch
151 hat der dann meistens mal geduscht oder so, aber pff ja. Der Tagesablauf bestand also
152 überwiegend aus lesen, ja und an manchen Tagen sind wir dann auch raus gegangen
153 auf die Felder um nach Scherben zu suchen, meistens wenn es geregnet hatte. Der
154 Martin war ja als Historiker auch archäologisch bewandert ne, und dann haben wir öfter
155 nach Fundstücken gesucht, nach Relikten von älteren Siedlungen, also Siedlungen die
156 es gab bevor H. existierte ne, und sind dann da über die Felder gegangen und am
157 meisten konnte man finden wenn es geregnet hatte. Martin ging manchmal auch allei-
158 ne, dann kam der zurück {lacht} mit seinen Funden, dann wurde das alles abgewa-
159 schen, ne, und wenn Metallteile dabei waren, die wurden dann zu der Sarah Knopf,
160 das war-, die war aus dem Heimatbund, ne, Eine Freundin von uns. Die hat die Metall-
161 teile immer aufgearbeitet, ne, also dass die nicht äh weiter verwittern, ne. Und beson-
162 dere Stücke die gingen dann an das Museum. Das hat der Martin auf jeden Fall noch
163 lange gemacht und ich habe das oft mit dem gemacht. Ich hatte eigentlich auch Spaß
164 daran, ne. Und da kam man dann auch mit den Leuten immer ins Gespräch, weil die
165 wissen wollten was wir da machen,ne, {Lacht} vor allen Dingen Kinder, ne "sucht ihr
166 Steine?".

167 *I: Wie hat sich Martins Leben denn verändert oder entwickelt nachdem du weggezo-*
168 *gen bist?*

169 **B:** Ja, zum einen ist der erstmal umgezogen von der Betonastraße zum Brachhaus-
170 weg, weil die Wohnung gekündigt wurde, dem Martin. Weil die-, der Vermieter. Also der
171 Vermieter hatte geheiratet und die hatten ein Kind gekriegt und äh-äh wollten auch
172 noch weitere Kinder haben und haben dann...

173 *I: Wegen Eigenbedarf?*

174 **B:** Ja! Und dann ist Martin zum Brachhausweg gezogen. Wunderschöne Wohnung mit
175 einer grandiosen Aussicht, wirklich schön, sehr schön, also die Aussicht phantastisch
176 ne, ja und, ja am Anfang ging das noch alles. Ich hab den auch öfters besucht. Ja und
177 dann starb meine Mutter. Zuerst mein Vater, dann meine Mutter. Und durch die Verän-
178 derung in meinem Leben veränderte sich auch mein Kontakt zum Martin. Meine Ver-
179 pflichtungen wurden hier größer, die wuchsen und ich kam dann nicht mehr so oft zum
180 Martin hin und der ist dann halt mehr vereinsamt, weil er , ja, er hat halt, weil ich dann
181 nicht mehr da war, zunehmend mehr getrunken. Und (..) dadurch dass der wieder
182 trank, mehr trank, hat der sich auch wieder schlechter gefühlt, so von seiner Persön-
183 lichkeit, vom Selbstwert. Er hatte denn auch zunehmend wieder Suizidgedanken. Ja
184 und die Kontakte, die brachen ganz weg. Wie gesagt, bis auf diesen einen, den ehe-
185 maligen Schüler. Die Kontakte brachen weg. Die Leute wollten halt, tja, wenn die merk-
186 ten ne, Martin trinkt dann wollten die nichts mehr mit dem zu tun haben. Ja, also der
187 ist, ja nachdem ich weg war wirklich vereinsamt dann. Ging dem doch sehr schlecht,

188 der hat sich öfter darüber beklagt, Magenbeschwerden und viele Beschwerden, diese
189 Ohnmachten und dann dass der nicht weg kann wegen der Ohnmachten und äh. Der
190 hatte kein Leben mehr, also nicht mehr so der war sehr unglücklich mit dem was da
191 noch blieb. Und fühlte sich auch zu schwach was zu verändern. Dann kriegte der auch,
192 der kriegte auch seinen Haushalt nicht mehr geregelt, fühlte sich in seinem Haushalt
193 nicht mehr wohl. Dann hat der eine Putzfrau gehabt, eine Zeit, aber nicht lange, weil
194 die Putzfrau die der da hatte, das war das größte Quatschweib von H. und das war
195 nicht so das Wahre für Martin. Und dann hatte er eine neue Putzfrau gesucht mit der
196 auch einen Termin ausgemacht. Aber die kam wohl an dem Tag als Martin starb, weil-,
197 deswegen bin ich ziemlich sicher, dass der an diesem Montag verstorben ist, weil die
198 Putzfrau, die hatte mit ihm einen Termin für 12 Uhr mittags und er hat die Tür nicht auf-
199 gemacht und sie hat angerufen ne, auf den Anrufbeantworter gesprochen ne. Diese
200 Ansage hab ich praktisch abgehört, ne. Da stand die vor der Tür und hat geklingelt und
201 der machte die Tür nicht mehr auf, ne. Und das muss halt der Tag gewesen sein, an
202 dem der dann auch verstorben ist.

203 *I: Mhm. Wie haben die Nachbarn, die Kenntnis davon genommen haben, darauf rea-*
204 *giert? Hast du das mitbekommen?*

205 **B:** Nee. Ich weiß halt, dass-. Doch, doch. Also einer von den Nachbarn die gegenüber
206 wohnten. Also das ist wohl so gewesen, dass die den Sarg nicht durch den Flur oder
207 durch die Wohnung gekriegt haben, die mussten durch das Fenster durch. Und das
208 war eine ziemliche Plackerei und dann haben die, der Nachbar von gegenüber und der
209 Vermieter. Der Vermieter ist dann wohl da auch hin gekommen, die haben halt dabei
210 geholfen den da in den Sarg zu kriegen, weil der Bruder vom Vermieter hat das Beerdi-
211 gungsinstitut in H.. Der ist aber irgendwie schon ein bisschen debil oder senil, weiß ich
212 nicht genau wie man das nennt. Naja, jedenfalls haben die den Martin dann da irgend-
213 wo, ich weiß nicht wo die den dann irgendwo aufgebahrt haben. Jedenfalls war da viel
214 los und dadurch fiel das auf ne. Also da kommen natürlich alle Nachbarn gucken, wenn
215 da Polizei ist und alles ne. Und dann äh, klar kriegen die das mit, wenn da aus dem
216 Fenster ein Sarg raus gehoben wird.

217 *I: Warst du selbst dabei oder woher weißt du das?*

218 **B:** Nein, ich war nicht dabei. Der Vermieter hat mir das so erzählt.

219 *I: Ok. Und ähm, hatte der Martin noch lebende Verwandte? Und wie haben diese Rea-*
220 *giert?*

221 **B:** Ja, sein Sohn und einen jüngeren Bruder. Bei dem Sohn kann ich nicht sagen, weil
222 der Sohn ist geistig behindert. Der Bruder hat das mit der Beerdigung gemacht, aber
223 so kalt, gleichgültig, möglichst billig sollte das alles sein und der hatte schon direkt ge-
224 sagt, dass er zur Beerdigung nicht kommen könnte, er hätte keine Zeit. Es war völlig
225 unklar wann der beerdigt würde ne, ob er dann Zeit hätte oder nicht, das konnte der ja
226 im Grunde überhaupt noch gar nicht wissen, weil er ja gar nicht-, äh-äh und wollte
227 überhaupt nicht, dass ich mich um die Beerdigung kümmerge, weil der eben wollte, dass
228 der Martin einfach verbuddelt wird.

229 *I: Wie ist denn dann letztendlich die Beerdigung überhaupt ähm abgelaufen und ähm,*
230 *wer war da anwesend?*

231 **B:** Keiner. Es war keiner anwesend, weil ich nichts erfahren hab. Da ich nicht mit ihm
232 verheiratet war hat man mir nicht mitgeteilt, wann der beerdigt wurde. Und der Bruder
233 hat veranlasst, dass der in aller Stille in der Familiengruft beigesetzt wurde, nach der
234 Einäscherung. Und wann das war, weiß ich bis heute nicht und bei dieser Beerdigung
235 war keiner und da war gar nichts. Und ich habe dann, weil ich das nicht ertragen habe,

236 habe ich dann so eine Trauerfeier nachgeholt, weil Martin ein christlicher Mensch war
 237 wollte ich, dass der ein christliches Begräbnis kriegt und dann habe ich einen Pastor
 238 engagiert mit dem ich über Martin geredet habe, der dann eine ganz persönliche äh
 239 Rede aufgesetzt hat, die ganz auf Martin zugeschnitten war. Und dann waren auf die-
 240 ser Beerdigungsfeier gerade mal elf Leute, was auch daran lag, dass der Familien-,
 241 dass die Familiengruft weit vom Wirkungsfeld und auch vom Wohnort von Martin ent-
 242 fernt war. Also da, ja es war einfach, es waren einfach für viele an die hundert Kilome-
 243 ter zu fahren bis zu dem Friedhof (und das haben die denn?) ja halt nicht gemacht.
 244 Also in so fern waren halt nur elf Leute bei der Beerdigung. Das ist wenig, aber es war
 245 denn doch letztendlich würdig, weil ein Pastor da war und nicht dieses verbuddeln...

246 *I: Wer war denn von Martins Bekannten und Verwandten auf der Trauerfeier?*

247 **B:** Außer meiner Familie und mir war noch ein Freund vom Martin gekommen und sei-
 248 ne Kusine mit Mann. Ja, das war es dann.

249 *I: Ja, dann würde ich jetzt gerne von dir wissen, also wenn du dir so überlegst, an sich*
 250 *dieses einsame Versterben von Martin, was du denkst, welche Umstände da rein ge-*
 251 *spielt haben, dass der so einsam verstorben ist?*

252 **B:** Ja zum einen, weil Martin Alkoholiker war, dass er pensioniert war, dass er halt aus
 253 seinem-, dass er nicht mehr im Berufsleben stand, dass er sich auf Grund seiner Sucht
 254 - für die er sich unheimlich geschämt hat, die er immer negiert hat - auch zurückgezo-
 255 gen hat. Der hat ja -, und dann, weil er durch seine Ohnmachten die er hatte, auf
 256 Grund seiner Herzmuskelerkrankung, konnte er nicht mehr so Auto fahren, er hatte im-
 257 mer Angst er könnte dabei dann ohnmächtig werden und einen Unfall bauen und das
 258 ist natürlich dann auch eine gefährliche, eine ganz gefährliche Sache, das ist, ja
 259 schlimm. Also dadurch hat der sich immer mehr zurückge-, immer mehr zurückgezo-
 260 gen und je mehr der sich zurückgezogen hat, je einsamer der eigentlich wurde, um so
 261 mehr hat der dann auch getrunken. Und ich bin auch auf Grund meiner vielen Ver-
 262 pflichtungen zu wenig bei ihm gewesen, habe Signale nicht erkannt. Und ich denke
 263 auch, dass er auf Grund des Alkoholismus medizinisch nicht richtig behandelt wurde,
 264 dass man immer vordergründig den Alkoholismus gesehen hat und eigentlich gar nicht
 265 geguckt hat, was wirklich mit ihm war. Der war ja noch vier Tage oder so bevor der ge-
 266 storben ist, oder wo der wahrscheinlich gestorben ist, noch beim Arzt. Und normaler-
 267 weise wenn jemand so krank ist, dass er -, ich denk immer irgendwie hätte ein Arzt das
 268 vielleicht feststellen müssen, aber die haben dann immer nur gesehen, der Mann säuft
 269 und ja. Also eine schlechte, obwohl er ja privat versichert war, gab es trotzdem eben
 270 eine schlechte medizinische Versorgung, weil die Versorgung mit Vorurteilen behaftet
 271 war ne, und dann Untersuchungen unterblieben sind, die vielleicht sein Leben hätten
 272 retten können, also so, dass der nicht verstorben wäre. Das einsame Versterben, das
 273 war die Sucht, dieser Rückzug, die Pensionierung, ja.

274 *I: OK, dann Dankeschön*

275 **B:** Gern geschehen

Ende der Transkription

Transkriptionsregeln

<u>betont</u>	Betont gesprochen
Haus-	Abgebrochenes Wort oder abgebrochener Satz
{ }	Anmerkung der Transkribierenden
(unv.)	Unverständlich

Anhang 4: Interview mit Frau W. - Paraphrasierung

1. Eingebundenheit in die Gemeinde (befragte Person)

I: Ja, meine erste Frage ist, wenn du dich an die Zeit als du in H. gelebt hast zurückerinnerst, wie würdest du die Gemeinschaft, die Menschen da beschreiben und wie war dein Kontakt zu ihnen?

B: Ja erstmal würde ich sagen, dass recht viele alte Menschen da lebten. Jüngere Leute gab es weniger. Die wanderten halt wegen der schlechten Arbeitsmöglichkeiten immer mehr ab, ne. Aber die Leute waren insgesamt freundlich. Wir hatten nie diese langen intensiven Gespräche, aber immer so Smalltalk, ne. Also ich hab viel mit Leuten mal geredet, so, aber die waren freundlich, durchaus freundlich, haben begrüßt und ja. War in so fern ganz offen, also recht offen von der Freundlichkeit her. Ja und sonst, es gab verschiedene Vereine, also so vereinsmäßig lief da sicherlich einiges, aber wir waren in den Vereinen nicht integriert, ne, das waren auch dann mehr die Leute die jünger waren als wir. Also von den Kontakten her reichte mir persönlich das. Eben auch so beim Einkaufen, dass man halt immer mal mit den Leuten geredet hat, in den Geschäften und auf der Straße oder ja. Also mir hat das Leben in H. sehr gut gefallen. Nachteil war sicher die Anonymität, es gab halt wenig Menschen, die sich mal auf der Straße aufhielten. Man kam dann schon mal im Geschäft oder auch beim Spaziergang mit anderen ins Gespräch, aber die Leute waren auch viel für sich. Als Zugezogener war es in so einem ja eigentlich sauerländischen Dorf ganz schwer intensivere Kontakte zu bekommen. Das ist äh, das ist so eine eingefleischte Gemeinde, Gemeinschaft, das ist halt sehr schwer da wirklich intensive Kontakte zu kriegen, wenn man die denn möchte.

I: Ist es dir denn leicht gefallen zu den Leuten Anschluss zu finden? Du hattest gerade gesagt, die Sauerländer waren eher so eine eingefleischte Gemeinde, eher so ein bisschen für sich. Wirkte sich das, oder wie wirkte sich das denn auf den Kontakt aus?

B: Also der Kontakt war eher oberflächlich, oberflächlich freundlich, durchaus interessiert, nur nicht tiefgehend, was auch an der Struktur der Leute auch lag, das waren einfache Leute. Die meisten waren ganz einfache Leute und ja die auch nur über ein gewisses Vokabular verfügten, ne. Mit denen hätte man kein tiefgehendes Gespräch führen können. Das war einfach, aber das war freundlich.

I: Gab es auch gegenseitige Unterstützung und Hilfe?

B: {atmet tief Luft ein und prustet sie wieder aus}. Nee, also das habe ich eigentlich nicht so-, nicht so wirklich erfahren. Nein, mh-mh {Verneinung}. Ich glaube, dazu hätte man mehr integriert sein müssen. Jetzt wirkten wir auch gar nicht so hilfebedürftig oder, ich weiß nicht wie das gewesen wäre, aber nee, würde ich nicht sagen, dass da, nee, Hilfen nicht mh-mh {Verneinung}

Paraphrase

Frau W. erzählt, dass viele alte Menschen in H. gelebt hätten. Die jüngeren Leute seien wegen der schlechten Arbeitsmöglichkeiten weggezogen. Die Einwohner von H. seien freundlich und offen, aber intellektuell eher einfach strukturiert gewesen. Der Kontakt zwischen ihr und den Bewohnern sei freundlich, aber eher oberflächlich gewesen. Als Nachteil benennt Frau W. die Anonymität die unter den Bewohnern geherrscht habe, es hätten sich selten Menschen auf der Straße aufgehalten. Ins Gespräch mit anderen sei sie eher in Geschäften oder bei Spaziergängen gekommen. Für zugezogene Menschen sei es schwer gewesen intensivere Kontakte zu bekommen und in die „eingefleischte“ Gemeinde integriert zu werden. Frau W. habe diese Form des Kontaktes gereicht. Gegenseitige Hilfe habe sie in H. nicht erfahren.

2. Sozialraum

I: Ok. Wie würdest du denn die Bedingungen in H. in Bezug auf die soziale Infrastruktur einschätzen?

B: Ja jetzt war H. ja ein Ferienort, wodurch sicherlich auch die Struktur ein bisschen anders war als man die in anderen Dörfern hat. Und zwar gab es da eins, zwei, drei Hotels, was ja eigentlich für ein Dorf viel ist, drei Restaurants, dann noch separat ein Café, Geschäfte, also diverse Geschäfte die man eben in Dörfern-, die in den meisten Dörfern schon verschwunden sind, ne, eben wie Lebensmittelgeschäft und ja Metzger, Drogeriemarkt, Bäcker, Schuhgeschäft, Friseur, es gab einen Arzt. Du brauchtest im Grunde nicht aus dem Dorf raus, du musstest nicht raus, ne. Busverbindung war auch vorhanden, war nicht so gut, aber die war vorhanden, ne, also es gab eigen-, es gab alles, gab da alles, ne

I: Fachärzte?

B: Nee Fachärzte nicht, aber die waren eben in den Nachbarorten, da gab es die Fachärzte, ne. Gab halt nur einen Dorfarzt.

I: Wie sah es denn mit Freizeiteinrichtungen aus? Welche gab es und welche habt ihr oder Martin genutzt?

B: Freizeiteinrichtungen gab es mehrere, es gab ein Freibad. Da sind wir auch mehrmals hingegangen. Das war schon ganz gut, ne. Ja sonst gab es da auch einen Fußballplatz und zwei Spielplätze gab es auch. Das war dann halt natürlich mehr was für Kinder, ne. Ach, es gab auch noch ein Jagdmuseum. Da waren wir auch mal.

I: Welche Angebote gab es von der Gemeinde oder der Kirche? Und habt ihr, oder einer von euch die genutzt?

B: Ja, es gab einen Kirchenchor und es gab noch die katholische Frauengruppe von der Kirche. Das haben wir aber nicht genutzt

I: Wie sah es mit sozialen Unterstützungsangeboten aus? Gab es da welche und habt ihr oder Martin diese genutzt?

B: In H. selbst direkt nicht. Es gab da was in Warstein, den Sozialdienst Katholischer Frauen gab es da. Den hat der Martin auch genutzt, weil der, also bevor wir zusammengezogen sind, hatte der von da eine gesetzliche Betreuung. Die endete aber kurz nachdem ich mit dem zusammengezogen war, und Martin war dann einige Zeit später selbst als ehrenamtlicher Betreuer beim Sozialdienst Katholischer Frauen tätig. Die haben Martin aber später rausgeschmissen, weil der seinen Verpflichtungen nicht mehr nachgekommen war.

Paraphrase

Als Ferienort bot H. nach Angaben von Frau W. verhältnismäßig viele Versorgungsmöglichkeiten für den alltäglichen Bedarf. Neben diversen Geschäften und einer Busverbindung habe es auch einen Allgemeinmediziner gegeben. Fachärzte seien in den Nachbarorten gewesen.

Frau W. erzählt, dass es mehrere verschiedene Freizeiteinrichtung in H. gab. Sie und Martin hätten vor allem das Freibad genutzt. Auch das vorhandene Jagdmuseum hätten sie einmal besucht..

Von der Kirche habe es einen Chor und eine Frauengruppe gegeben, beides sei von Frau W. und Martin nicht genutzt worden.

Soziale Unterstützungsangebote hätte es in H. selbst nicht gegeben. Im Nachbarort Warstein habe es den SKF gegeben. Durch diesen sei Martin einige Zeit gesetzlich betreut worden. Später sei er selbst beim SKF als ehrenamtlicher Betreuer aktiv gewesen. Später sei Martin jedoch vom SKM entlassen worden, da er seinen Verpflichtungen nicht mehr nachgekommen sei.

3. Bezug des Verstorbenen zum Wohnort

I: Ok. Jetzt würde ich gerne ähm, ein paar Fragen zu Martin stellen.

B: Ja

I: Und zwar, ja wie, was du glaubst wie Martin das Leben in H. empfunden hat, wie er da zurechtgekommen ist?

B: Was dem fehlte waren soziale Kontakte, intellektuelle Kontakte. Ja vor allen Dingen also Kontakte auf einer anderen Ebene, ja das intellektuelle Niveau, Leute die ähnliche Interessen hatten, die auch an Kultur und Literatur interessiert sind. In H. fand er diese Leute nicht. Also der fühlte sich da schon oft einsam, zwar mit mir zusammen, aber einsam. Der fühlte sich in H. einsam. Der brauchte mehr Menschen um sich rum. Der liebte zwar die Ruhe einerseits, aber dem fehlte auch dieses quirlige, wie das zum Beispiel eben in Marburg ist, ne, das fehlte dem. Das bot H. ihm einfach nicht. Der fühlte sich halt schon isoliert, einsam ein ganzes Stück, weil unverstanden, zwar mit den netten Gesprächen und so, aber der wollte eigentlich immer auch ganz gerne aus H. weg. Der ist eher meinetwegen in H. geblieben und weil das halt auch schwierig war anderswo eine angemessene oder preislich angemessene Wohnung zu finden. Also er wäre lieber in so einen Randort von Marburg gezogen, statt in H., weil ihm einfach ja, Schützenverein und uääh {schmunzelnd}. Er hatte schon Probleme mit den Schützenbrüdern ne. Wenn die dann da durch die Straßen liefen und übten ne, mit ihrer Dicke-Backen-Musik das hat der gehasst {schmunzelnd} wie die Pest, ne und da war H. überhaupt nix für ihn, gar nix für ihn. Also der hat H. nicht so gemocht wie ich. Der fühlte sich in H. nicht wirklich zuhause.

Paraphrase

Frau W. erzählt, dass Martin in H. Kontakte zu Menschen fehlten, die ähnliche Interessen hinsichtlich Kultur und Literatur hätten. Solche Kontakte habe er in H. nicht finden können, weshalb er sich dort einsam gefühlt habe. Weiter erzählt Frau W., dass Martin gerne aus H. weggezogen sei. Dies allerdings ihrerwegen und wegen der Kosten für eine angemessene Wohnung, in seinem Wunschwohnort Marburg, nicht getan habe.

4. Kontakte zu anderen Personen

I: Hatte Martin innerhalb von H. engere Kontakte, gab es da welche?

B: Mh-mh {verneinend}, nur am Anfang halt zu einem, aber das ist dann irgendwann abgebrochen durch Martins Erkrankung. Nee, der hatte keine engeren Kontakte, gar nicht

I: Und außerhalb von H., wie sah es da mit Kontakten aus?

B: Ja außerhalb von H. gab es Kontakte. Also in Hessen hatte der Kontakte, der hatte noch Kontakte zu seinem alten Wirkungsbereich, also Medebach, ne und ja außerhalb.

I: Waren die denn bis zum Schluss noch äh intensiv, oder wie hat sich das entwickelt?

B: Bis zum Schluss, das wurde immer weniger. Der hatte einen, zu dem hatte der Kontakt. Das war ein ehemaliger

Paraphrase

Martin habe außer zu einer Person aus H. keine engeren Kontakte gehabt. Dieser Kontakt sei später jedoch abgebrochen.

Martin habe noch Kontakte zu Personen gehabt, die weiter entfernt wohnten. Bis auf den Kontakt zu einem ehemaligen Schüler seien die Kontakte jedoch immer weniger geworden. Frau W. begründet dies

Schüler von ihm, da war aber vom geistigen Niveau ein Gefälle, das war ein Unterschied wie Tag und Nacht. Das war ein wenn ich das sagen darf, ein Döökfen, der junge Mann, aber der hielt so irgendwie, der war Stolz darauf das Martin sich mit ihm abgab ne, und äh. Ja die anderen Kontakte hatte Martin einfach verloren, immer mehr, ne, weil er ja nicht mehr aus H. rauskam ne, weil der sich nicht mehr traute Auto zu fahren, ne, und ja dadurch konnte der die Kontakte nicht mehr pflegen und die Leute kamen nicht zum Martin. Also ganz ganz ganz selten kam mal jemand zu uns. Also meistens war das so, dass wir zu den Leuten fuhren. Aber nicht umgekehrt.

I: Warum, also woran lag das?

B: Pfff, ja woran lag das, das kann ich gar nicht so genau sagen. Vom Sonnenhof, die hatten natürlich viel Arbeit immer, die Frau die war ja berufstätig ne, mit dem Sonnenhof und mit dem Cafe, ne, und äh. Ja und dadurch das er eben, dass sie eben berufstätig war, war das für sie äh-äh schwieriger sich da frei zu machen, ne, als für den Martin, der Martin war ja da schon pensioniert und hatte eigentlich die Zeit da auch hin zu fahren, ne, zu den Leuten und die Knopfs, die Freunde in Winterberg, die hatten auch mit ihrer selbständigen Tätigkeit, mit dem Transportunternehmen, sehr sehr viel zu tun, ne. Obwohl die sind auch ein paar Mal gekommen, ne, aber halt nicht so oft, ne. Und dann hatte der ähm zu einem Kalligraphen noch Kontakt, der kam aber auch nur sporadisch, ja. Nee, es lag schon ziemlich am Martin selbst die Kontakte zu halten. Es war wenig so-, die wären vielleicht öfter gekommen, aber es war nicht so einfach, Martin war auch nicht so einfach.

zuerst damit, dass Martin sich nicht mehr getraut habe mit dem Auto zu fahren um die Bekannten zu besuchen. Von den Bekannten seien aufgrund beruflicher Verpflichtungen und wegen Martins „nicht so einfachem“ Charakter nur wenige und auch nur selten bei ihm zu Besuch gewesen. Einer der seltenen Besucher sei ein Kalligraph gewesen.

5. Persönlichkeit des Verstorbenen und Einfluss dieser auf soziale Kontakte

I: Wie würdest du Martin denn beschreiben?

B: {überlegt ca. 8 Sec.} Ja, sollte man sagen launenhaft, das wäre jetzt zu oberflächlich gesagt. Also der-, ja man wusste nie so richtig womit man bei dem dran war, ne, und das betraf auch seine Kontakte. Also man-, jetzt war der total freundlich und lud dich ein und war überschwänglich und machte Komplimente und konnte dann eine Stunde später anrufen um dir zu sagen, dass der dich wieder auslädt, ne und du brauchtest ihn nicht zu besuchen und könntest das alles vergessen was der gesagt hat und ja, dann stimmte das alles schon nicht mehr, also das wechselte eben so stark, ne, und der hat dadurch ganz viele Kontakte verloren, also das war das, was seine Freundschaften, seine Kontakte alle nicht ausgehalten haben. Alles, alles, alles bei ihm an diesem Zyklotyphen, wenn du dir das, an dem Zyklotyphen ist das halt alles gescheitert, ne, mal so eben nicht zu wissen, wenn du auf dem Weg zum Martin bist, um den zu besuchen, bist du überhaupt noch willkommen, wenn du kommst, ja schwierig, war in so fern ein schwieriger Mensch, ja.

Paraphrase

Frau W. beschreibt Martin als einen Menschen, der in Bezug auf seine Stimmungen nicht berechenbar gewesen sei. Dabei hätten sich große Freundlichkeit mit plötzlicher Ablehnung abgewechselt.

Diese Schwankungen hätten dazu geführt, dass viele soziale Kontakte verloren gegangen seien.

Lebensweise/ Tagesablauf der verstorbenen Person

I: *Wie würdest du beim Martin so einen typischen Tagesablauf beschreiben, wie sah so ein Tagesablauf bei Martin aus?*

B: Ja der stand in der Regel so gegen acht halb neun auf, der hat dann gefrühstückt also tja und dann nahm der sich ein Buch {lacht} und hat gelesen, ne. Und manchmal hat der gelesen und was geschrieben. Wenn der mal wieder an irgendeinem Manuskript gearbeitet hat - die unvollendeten - dann saß der an seinem Schreibtisch mit einem Büchlein und seiner Pfeife, Stift, {lacht} Brille an ja, und so verbrachte der eigentlich den Tag ne. Zwischendurch sind wir dann einkaufen gegangen und einkaufen gefahren. Gefahren sind wir meistens nach W. einkaufen oder nach Meschede. Zwei Mal die Woche sind wir nach Meschede gefahren, weil der Markt immer-, also ich fand den Markt ganz nett und haben wir dann eingekauft. In verschiedensten Läden waren wir dann da. Dann gab es da ja auch noch Karstadt und, ne. Dann haben wir uns selber mit einem Mittagstisch verwöhnt, so mit Baguette und äh Käse, Oliven und Knoblauch {lacht} und allem Möglichen so. Was zu essen gemacht, so, ja einfach wie das so kam, ne und zum Abend hin haben wir-, hat der Fernsehen geguckt, aber nie ohne Buch in der Hand. Also Martin ohne Buch war selten {unv.}, aber ansonsten. Ja zwischendurch hat der dann meistens mal geduscht oder so, aber pff ja. Der Tagesablauf bestand also überwiegend aus lesen, ja und an manchen Tagen sind wir dann auch raus gegangen auf die Felder um nach Scherben zu suchen, meistens wenn es geregnet hatte. Der Martin war ja als Historiker auch archäologisch bewandert ne, und dann haben wir öfter nach Fundstücken gesucht, nach Relikten von älteren Siedlungen, also Siedlungen die es gab bevor H. existierte ne, und sind dann da über die Felder gegangen und am meisten konnte man finden wenn es geregnet hatte. Martin ging manchmal auch alleine, dann kam der zurück {lacht} mit seinen Funden, dann wurde das alles abgewaschen, ne, und wenn Metallteile dabei waren, die wurden dann zu der Sarah Knopf, das war-, die war aus dem Heimatbund, ne, Eine Freundin von uns. Die hat die Metallteile immer aufgearbeitet, ne, also dass die nicht äh weiter verwittern, ne. Und besondere Stücke die gingen dann an das Museum. Das hat der Martin auf jeden Fall noch lange gemacht und ich habe das oft mit dem gemacht. Ich hatte eigentlich auch Spaß daran, ne. Und da kam man dann auch mit den Leuten immer ins Gespräch, weil die wissen wollten was wir da machen, ne, {Lacht} vor allen Dingen Kinder, ne "sucht ihr Steine?".

Paraphrase

Frau W. erzählt, dass Martin zu regelmäßigen Zeiten morgens aufgestanden sei und anschließend gefrühstückt habe. Ansonsten sei sein Tagesablauf im wesentlichen durch die Beschäftigung mit Literatur geprägt gewesen. Neben regelmäßigen Einkaufstouren mit Frau W. zusammen im größeren Nachbarort, sei Martin auch gelegentlich auf die Felder im Ort gegangen, um historische Funde zu machen und diese an ein Museum weiterzugeben.

6. Veränderungen nach der Trennung

I: Wie hat sich Martins Leben denn verändert oder entwickelt nachdem du weggezogen bist?

B: Ja, zum einen ist der erstmal umgezogen von der Betonstraße zum Brachhausweg, weil die Wohnung gekündigt wurde, dem Martin. Weil die-, der Vermieter. Also der Vermieter hatte geheiratet und die hatten ein Kind gekriegt und äh-äh wollten auch noch weitere Kinder haben und haben dann...

I: Wegen Eigenbedarf?

B: Ja! Und dann ist Martin zum Brachhausweg gezogen. Wunderschöne Wohnung mit einer grandiosen Aussicht, wirklich schön, sehr schön, also die Aussicht phantastisch ne, ja und, ja am Anfang ging das noch alles. Ich hab den auch öfters besucht. Ja und dann starb meine Mutter. Zuerst mein Vater, dann meine Mutter. Und durch die Veränderung in meinem Leben veränderte sich auch mein Kontakt zum Martin. Meine Verpflichtungen wurden hier größer, die wuchsen und ich kam dann nicht mehr so oft zum Martin hin und der ist dann halt mehr vereinsamt, weil er, ja, er hat halt, weil ich dann nicht mehr da war, zunehmend mehr getrunken. Und dadurch dass der wieder trank, mehr trank, hat der sich auch wieder schlechter gefühlt, so von seiner Persönlichkeit, vom Selbstwert. Er hatte denn auch zunehmend wieder Suizidgedanken. Ja und die Kontakte, die brachen ganz weg. Wie gesagt, bis auf diesen einen, den ehemaligen Schüler. Die Kontakte brachen weg. Die Leute wollten halt, tja, wenn die merkten ne, Martin trinkt dann wollten die nichts mehr mit dem zu tun haben. Ja, also der ist, ja nachdem ich weg war wirklich vereinsamt dann. Ging dem doch sehr schlecht, der hat sich öfter darüber beklagt, Magenbeschwerden und viele Beschwerden, diese Ohnmachten und dann dass der nicht weg kann wegen der Ohnmachten. Der hatte kein Leben mehr, also nicht mehr so der war sehr unglücklich mit dem was da noch blieb. Und fühlte sich auch zu schwach was zu verändern. Dann kriegte der auch, der kriegte auch seinen Haushalt nicht mehr geregelt, fühlte sich in seinem Haushalt nicht mehr wohl. Dann hat der eine Putzfrau gehabt, eine Zeit, aber nicht lange, weil die Putzfrau die der da hatte, das war das größte Quatschweib von H. und das war nicht so das Wahre für Martin. Und dann hatte er eine neue Putzfrau gesucht mit der auch einen Termin ausgemacht. Aber die kam wohl an dem Tag als Martin starb, weil-, deswegen bin ich ziemlich sicher, dass der an diesem Montag verstorben ist, weil die Putzfrau, die hatte mit ihm einen Termin für 12 Uhr mittags und er hat die Tür nicht aufgemacht und sie hat angerufen ne, auf den Anrufbeantworter gesprochen ne. Diese Ansage hab ich praktisch abgehört, ne. Da stand die vor der Tür und hat geklingelt und der machte die Tür nicht mehr auf, ne. Und das muss halt der Tag gewesen sein, an dem der dann auch verstorben ist.

Paraphrase

Martin sei nach der räumlichen Trennung von Frau W. innerhalb von H. umgezogen. Die neue Wohnung wird von Frau W. als schön beschrieben.

Nachdem Frau W. Martin nicht mehr so häufig besucht habe, sei Martin zunehmend vereinsamt und habe wieder angefangen vermehrt Alkohol zu konsumieren. Nach Meinung von Frau W. habe sich der Alkoholkonsum negativ auf das Selbstwertgefühl von Martin ausgewirkt, was dann (bereits vorher schon vorhandene?) Suizidgedanken verstärkt hätte.

Zudem hätten Bekannte aufgrund des Alkoholkonsums den Kontakt zu Martin abgebrochen. Martin habe sich mehrfach bei Frau W. wegen körperlicher Beschwerden beklagt. Er habe ihr mitgeteilt, dass er unter Magenbeschwerden und Ohnmachtsanfällen leide und er habe seinen Haushalt nicht mehr ohne Hilfe sauber halten können. Martin wäre mit seiner Situation sehr unglücklich gewesen, habe sich aber zu schwach gefühlt, daran etwas zu verändern.

7. Reaktionen der Nachbarn auf das Versterben

I: Mhm. Wie haben die Nachbarn, die Kenntnis davon genommen haben, darauf reagiert? Hast du das mitbekommen?

B: Nee. Ich weiß halt, dass-. Doch, doch. Also einer von den Nachbarn die gegenüber wohnten. Also das ist wohl so gewesen, dass die den Sarg nicht durch den Flur oder durch die Wohnung gekriegt haben, die mussten durch das Fenster durch. Und das war eine ziemliche Plackerei und dann haben die, der Nachbar von gegenüber und der Vermieter. Der Vermieter ist dann wohl da auch hin gekommen, die haben halt dabei geholfen den da in den Sarg zu kriegen, weil der Bruder vom Vermieter hat das Beerdigungsinstitut in H.. Der ist aber irgendwie schon ein bisschen debil oder senil, weiß ich nicht genau wie man das nennt. Naja, jedenfalls haben die den Martin dann da irgendwo, ich weiß nicht wo die den dann irgendwo aufgebahrt haben. Jedenfalls war da viel los und dadurch fiel das auf ne. Also da kommen natürlich alle Nachbarn gucken, wenn da Polizei ist und alles ne. Und dann äh, klar kriegen die das mit, wenn da aus dem Fenster ein Sarg raus gehoben wird.

I: Warst du selbst dabei oder woher weißt du das?

B: Nein, ich war nicht dabei. Der Vermieter hat mir das so erzählt.

Paraphrase

(Entfällt, da die Informationen über die Reaktionen der Nachbarn nichts über die Beziehung dieser zum Verstorbenen aussagen)

8. Reaktionen von Verwandten auf das Versterben

I: Ok. Und hatte der Martin noch lebende Verwandte? Und wie haben diese Reagiert?

B: Ja, sein Sohn und einen jüngeren Bruder. Bei dem Sohn kann ich nicht sagen, weil der Sohn ist geistig behindert. Der Bruder hat das mit der Beerdigung gemacht, aber so kalt, gleichgültig, möglichst billig sollte das alles sein und der hatte schon direkt gesagt, dass er zur Beerdigung nicht kommen könnte, er hätte keine Zeit. Es war völlig unklar wann der beerdigt würde ne, ob er dann Zeit hätte oder nicht, das konnte der ja im Grunde überhaupt noch gar nicht wissen, weil er ja gar nicht-, äh-äh und wollte überhaupt nicht, dass ich mich um die Beerdigung kümmere, weil der eben wollte, dass der Martin einfach verbuddelt wird.

Paraphrase

Martin hatte einen jüngeren Bruder und einen Sohn. Über die Reaktionen des Sohnes kann Frau W. keine Auskunft geben. Der Bruder habe die Beerdigung organisiert, dabei allerdings wenig Anteilnahme gezeigt.

9. Beerdigung/ Trauerfeier

I: Wie ist denn dann letztendlich die Beerdigung überhaupt abgelaufen und wer war da anwesend?

B: Keiner. Es war keiner anwesend, weil ich nichts erfahren hab. Da ich nicht mit ihm verheiratet war hat man mir nicht mitgeteilt, wann der beerdigt wurde. Und der Bruder hat veranlasst, dass der in aller Stille in der Familiengruft beigesetzt wurde, nach der Einäscherung. Und wann das war, weiß ich bis heute nicht und bei dieser Beerdigung war keiner und da war gar nichts. Und ich habe dann, weil ich das nicht ertragen habe, habe ich dann so eine Trauerfeier nachgeholt, weil Martin ein christlicher Mensch war wollte ich, dass der ein christliches Begräbnis kriegt und dann habe ich einen Pastor engagiert mit dem ich über Martin geredet habe, der dann eine ganz persönliche äh Rede aufgesetzt hat, die ganz auf Martin zugeschnitten war. Und dann waren auf dieser Beerdigungsfeier gerade mal elf Leute, was auch daran lag, dass der Familien-, dass die Familiengruft weit vom Wirkungsfeld und auch vom Wohnort von Martin entfernt war. Also da, ja es war einfach, es waren einfach für viele an die hundert Kilometer zu fahren bis zu dem Friedhof und das haben die dann ja halt nicht gemacht. Also in so fern waren halt nur elf Leute bei der Beerdigung. Das ist wenig, aber es war denn doch letztendlich würdig, weil ein Pastor da war und nicht dieses verbuddeln...

I: Wer war denn von Martins Bekannten und Verwandten auf der Trauerfeier?

B: Außer meiner Familie und mir war noch ein Freund vom Martin gekommen und seine Kusine mit Mann. Ja, das war es dann.

Paraphrase

Der Bruder habe veranlasst, dass Martin ohne Trauergäste beerdigt wurde.

Frau W. sei damit unzufrieden gewesen und habe eine nachträgliche Trauerfeier organisiert, auf welcher ein Pastor eine persönliche Rede vorgelesen habe. Auf dieser Trauerfeier seien neben Frau W. und ihrer Familie, ein Freund und einer Kusine mit ihrem Mann gewesen.

10. Erklärungen über die Ursachen des „einsamen“ Versterbens

I: Ja, dann würde ich jetzt gerne von dir wissen, also wenn du dir so überlegst, an sich dieses einsame Versterben von Martin, was du denkst, welche Umstände da rein gespielt haben, dass der so einsam verstorben ist?

B: Ja zum einen, weil Martin Alkoholiker war, dass er pensioniert war, dass er halt aus seinem-, dass er nicht mehr im Berufsleben stand, dass er sich auf Grund seiner Sucht - für die er sich unheimlich geschämt hat, die er immer negiert hat - auch zurückgezogen hat. Der hat ja -, und dann, weil er durch seine Ohnmachten die er hatte, auf Grund seiner Herzmuskelerkrankung, konnte er nicht mehr so Auto fahren, er hatte immer Angst er könnte dabei dann ohnmächtig werden und einen Unfall bauen und das ist natürlich dann auch eine gefährliche, eine ganz gefährliche

Paraphrase

Die Ursachen für das „einsame“ Versterben sieht Frau W. einmal darin, dass Martin nicht mehr berufstätig gewesen sei. Gleichzeitig beschreibt sie auch einen Teufelskreis aus Alkoholmissbrauch, Scham,

Sache, das ist, ja schlimm. Also dadurch hat der sich immer mehr zurückgen-, immer mehr zurückgezogen und je mehr der sich zurückgezogen hat, je einsamer der eigentlich wurde, um so mehr hat der dann auch getrunken. Und ich bin auch auf Grund meiner vielen Verpflichtungen zu wenig bei ihm gewesen, habe Signale nicht erkannt. Und ich denke auch, dass er auf Grund des Alkoholismus medizinisch nicht richtig behandelt wurde, dass man immer vordergründig den Alkoholismus gesehen hat und eigentlich gar nicht geguckt hat, was wirklich mit ihm war. Der war ja noch vier Tage oder so bevor der gestorben ist, oder wo der wahrscheinlich gestorben ist, noch beim Arzt. Und normalerweise wenn jemand so krank ist, dass er -, ich denk immer irgendwie hätte ein Arzt das vielleicht feststellen müssen, aber die haben dann immer nur gesehen, der Mann säuft und ja. Also eine schlechte, obwohl er ja privat versichert war, gab es trotzdem eben eine schlechte medizinische Versorgung, weil die Versorgung mit Vorurteilen behaftet war ne, und dann Untersuchungen unterblieben sind, die vielleicht sein Leben hätten retten können, also so, dass der nicht verstorben wäre. Das einsame Versterben, das war die Sucht, dieser Rückzug, die Pensionierung, ja.

I: OK, dann Dankeschön

B: Gern geschehen

Rückzug, Einsamkeit und daraus erneut hervorgehenden Alkoholmissbrauch. Hinzu seien Ohnmachtsanfälle gekommen, die dazu geführt hätten, dass Martin, aus Angst einen Ohnmachtsanfall während des Fahrens zu bekommen, nicht mehr mit dem Auto gefahren sei..

Martin habe vier Tage vor seinem vermutlichen Versterben einen Arzt konsultiert. Dass er trotzdem starb, erklärt sich Frau W. damit, dass Martin aufgrund von Vorurteilen wegen seines Alkoholmissbrauchs medizinisch nicht richtig behandelt worden sei.

Anhang 5: Leitfadeninterview Wohnungsbaugesellschaft

1. Könnten Sie uns bitte kurz Ihr Tätigkeitsfeld beschreiben?

- Die beiden Interviewpartner sind in der Hausbewirtschaftung tätig. D. h. sie sind für Wohnungsangelegenheiten und den Kundenkontakt zuständig. Insgesamt umfassen ihre Aufgaben alle Angelegenheiten von der Kündigung der Wohnung bis hin zur Neuvermietung. Das bedeutet gleichzeitig, dass sie ebenso für Beschwerden zuständig sind, als auch als direkter Kundenansprechpartner fungieren.

2. Seit Dezember 2013 bis April 2015 gab es vier uns bekannte Fälle von ehemaligen Mietern und Mieterinnen bei der WBG, die erst eine Woche oder mehr nach ihrem Versterben aufgefunden wurden. Wie geht die WBG damit um, wenn ein solcher Tod gemeldet wird, wie reagieren Sie bzw. die WBG?

- Die Interviewpartner geben an, dass sie nicht so oft Unentdeckte Todesfälle in ihren Immobilien hätten. Sie geben für das letzte Jahr einen Fall und für die gesamte Zeit ihrer Beschäftigung insgesamt vier Fälle an.
- Präventiv arbeite die WBG mit einem Sozialmanagement. Diese Stelle sei extra geschaffen worden und mit einer Sozialarbeiterin besetzt, die sich um alles kümmere, was nicht direkt von der Hausordnung erfasst wird oder bei Vernachlässigung. Die WBG habe mit dem Sozialmanagement gute Erfahrungen gemacht und weise bei Vermietung auf diesen Service hin bzw. mache Werbung damit.
- Die WBG überprüfe bei einem geäußerten Verdacht über einen Todesfall die Wohnung und mögliche Kontaktpersonen und schalte bei Bedarf die Polizei und das Ordnungsamt ein. Häufig seien es aber auch Fehlalarme, worüber man sehr froh sei. Nicht selten werde auch der Geruch von Tieren mit Verwesungsgeruch verwechselt.
- Wenn es zu einem Todesfall in einer Wohnung der WBG kommt, versuche diese, Angehörige ausfindig zu machen, die die Wohnangelegenheiten abwickeln. Die Kontaktaufnahme erfolge über die Nachfrage bei Nachbarn und beim Nachlassgericht. Den Schlüssel erhalte die WBG von der Stadt zurück, wenn diese die Tür geöffnet hat. Ärgerlich seitens der WBG sei, dass diese auf den Kosten für eine Neuvermietung sitzen bleibe. Darin enthalten sind auch Kosten für eine Entrümpelung und ggf. Reinigung, falls der Verstorbene länger in der Wohnung gelegen hat. Auch dass Angehörige sich nicht kümmern oder den Nachlass nicht antreten (was die Kosten wieder der WBG anlastet) wird als Problem dargestellt.

3. Was für ein Phänomen ist das "unentdeckte" Versterben aus Ihrer Sicht?

- Hier werden zwei verschiedene Ansichten vertreten. Auf der einen Seite sei es ein großes Problem der alternden Bevölkerung verbunden mit demenziellen Erkrankungsformen. Bei einem Nichterkennen der Erkrankung komme es aufgrund der Wesensveränderung zu einer Abwendung, was ein unentdecktes Versterben ermögliche. Die Abwendung könne sowohl seitens der Familie als auch der Freunde erfolgen. In diesem Zusammenhang komme es auch nicht selten zu Diebstahlsvorwürfen und dem Wunsch nach dem Austauschen der

Schlösser. Bei Verdacht gebe die WBG einen Hinweis an den medizinischen Dienst der Stadt.

- Im Gegensatz dazu sieht der zweite Interviewpartner auch eine Problemgruppe bei jüngeren Männern, die ledig beziehungsweise geschieden oder Sozialleistungsempfänger seien, bei denen möglicherweise eine Suchtproblematik vorhanden sei. Dies sei auch schon vorgekommen und die Assoziationen seien ein trister Alltag und Perspektivlosigkeit, die zur Vereinsamung führen.
- Beide Interviewpartner sind überrascht über die Zahlen, die wir nennen konnten.

4. Was denken Sie, was die Ursachen oder Hintergründe für das späte Auffinden der Verstorbenen sind?

- Insgesamt kristallisiert sich heraus, dass Einsamkeit und Anonymität der Hauptgrund für ein spätes Auffinden sind. Bei der Einsamkeit beziehen sich die Interviewpartner vor allem auf alte und allein stehende Menschen. Bei der Anonymität wird vor allem das Wohnen in Hochhäusern genannt.
- Die WBG habe festgestellt, dass aber manche gerade diese Anonymität suchen. Dies müsse ebenso respektiert werden und die WBG nehme auch darauf Rücksicht. Verstorbene, die nicht sofort aufgefunden werden, seien Mieter, die sich auch zu Lebzeiten schon zurückgezogen hätten.
- Schwierig werden aber auch die sozialen Brennpunkte erachtet, in denen es bspw. auch Probleme mit der Kommunikation gebe.

5. Was könnte Ihrer Meinung nach getan werden, damit es weniger Fälle gibt, in denen Menschen erst spät nach ihrem Versterben aufgefunden werden und wer könnte oder sollte Ihrer Meinung nach etwas dagegen machen? Also wo sehen Sie die Verantwortlichkeit bzw. Zuständigkeit?

- Neben dem Sozialmanagement setze die WBG auf eine nachbarschaftliche Unterstützung. Sie ermutige die Mieter, die Augen und Ohren offen zu halten. Dabei betonen sie, dass es nicht um Spionage gehe, sondern ein soziales Netzwerk innerhalb der Wohnungskomplexe geschaffen werden solle.
- UV seien aber ihrer Meinung nach nie komplett auszuschließen. Vielleicht könne man die Zahl minimieren.
- Insgesamt könne man versuchen, in den einzelnen Stadtteilen auf die Leute zuzugehen. Dies könne zum Beispiel in Form von Vereinen, Gemeinden oder der Kirche erfolgen. Generell finden die Interviewpartner regelmäßige Tätigkeiten und soziale Kontakte wichtig.

6. Gibt es Ihrer Meinung nach überhaupt etwas, dass eine Wohnungsbaugenossenschaft bzw. die WBG im Speziellen machen kann und wenn ja, was könnte dies sein?

- Die WBG versuche, passende Mieter für ihre Objekte zu finden und sei auch schon bei der Auswahl der Mieter sehr darauf bedacht, dass diese zur gesamten Hausgemeinschaft passen würden. In Gelsenkirchen sei dies nicht immer so leicht, da auch viele Wohngegenden als nicht so attraktiv gelten und der Wohnungsleerstand hoch sei.
- Bei Hochhäusern achte die WBG darauf, dass diese nicht zu durchmischert seien. Bestimmte Volksstämme würden nicht nebeneinander in einem Haus einquartiert, damit es keinen Unfrieden gebe. Das funktioniere auch ganz gut. Außerdem gebe es in den meisten Hochhäusern oder größeren Häuserblocks

auch Hausmeister, die ein Auge auf das Geschehen hätten. So komme es dazu, dass einige Menschen vielleicht schneller aufgefunden werden als es sonst der Fall wäre.

- Für mehr Maßnahmen sei die Zahl der UV aber zu gering. Meistens sei es doch so, dass die Menschen sterben, aber dann schnell gefunden würden.
- Hilfeangebote, die die WBG anbietet, würden auch nicht immer gewollt. Gerade Zugereiste, von denen es in Gelsenkirchen viele gebe, blieben gerne unter sich. Durch Events wie Mieterfeste, die unregelmäßig etwa einmal im Jahr in verschiedenen Wohngebieten stattfänden, versuche man, Kontakt zu den Mietern zu halten. Alle Mieter erhielten zu dem Fest Wertmarken für Essen und Trinken. Trotzdem erreiche man nie alle. Und auch die Mobilität der Mieter versuche man zu gewährleisten, sodass zum Beispiel jemand aus gesundheitlichen Gründen aus dem 2. OG ins EG ziehen könne, wenn eine passende Wohnung frei sei. Da werde dann auch beim Umzug unterstützt. Zusätzlich seien die beiden Interviewpartner regelmäßig in den Wohnanlagen als Ansprechpartner zugegen.
- Es sei allgemein wichtig, die Leute für dieses Thema wach zu machen. Auch um politisch agieren zu können sei es wichtig. Die Interviewpartner vermuten, dass es dafür aber einfach zu wenige Fallzahlen gebe.
- Zusätzlich befänden sich im Besitz der WBG auch Seniorenwohnungen. Dies seien Komplexe mit einzelnen kleinen Wohnungen. Die Wohnungen seien barrierefrei und böten auch generationsübergreifendes Wohnen.

7. Wo sehen sie die Grenzen in den Handlungsmöglichkeiten einer Wohnungsbaugesellschaft?

- Insgesamt sehen die beiden den Handlungsspielraum für die WBG aber begrenzt. Eine richtige Maßnahme sei nur aus der Kombination mehrerer Faktoren möglich, wofür aber nicht nur die WBG verantwortlich sei. Eine Aufsichts- oder Kontrollfunktion wolle man schließlich nicht haben und sei ja auch nicht mit der Gesetzgebung vereinbar. Sowieso sei dies ja eine „Horrorvorstellung“. Hier sei eine Grenze des Möglichen erreicht.

8. Führt die GGW eine Statistik darüber, wie häufig in ihren Wohnungen "unentdeckte" Tode vorkommen?

- Die WBG führt keine eigene Statistik über UV.